57

Marianne

oder

Um Liebe leiden.

Erster Theil.

Marianne

oder

Um Liebe leiden.

Roman

von

Heinrich Koenig.

Erster Theil.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die neue Gouvernante.

Die verwitwete Gräfin Wallberg saß über ihrem Stickrahmen, etwas aufgeregt, wie es schien, von einer unbestimmten Erwartung. Endlich zog sie die Schelle, und bald darauf trat Christian, der alte Kammerdiener ein, noch mit Zuknöpfen und Zupfen an der Livree beschäftigt, die er eilig mit dem Hausrocke vertauscht hatte.

„Es ist ein Wagen angefahren, Christian!“ erinnerte die Gräfin im Ton eines leisen Vorwurfes.

„Die neue Gouvernante ist angekommen, Ew. Gnaden.“

„So? Aber es ist schon eine Weile her, Christian?“

„Verzeihung, Ew. Gnaden! Der Herr Pfarrer — sage ich Metropolitan, wollt die Demoiselle vorher sprechen, ehe sie sich vorstellte. Ich habe zu ihm geschickt; er scheint nicht zu Hause zu sein.“

„So? der Pfarrer hat . . .?“ erwiderte die Gräfin mit ungehaltenem Kopfschütteln. Und — wie sieht die Gouvernante aus, Christian?“

„Eine sehr angenehme Person; ich schätze sie ein-, drei- bis vierundzwanzig. Ob Ew. Gnaden sie eigentlich schön finden werden, steht dahin; aber sie hat etwas Einnehmendes, feine Manieren, ganz vornehme Art, möchte ich sagen.“

„Bringe Er sie herauf, Christian!“

Sie erhob sich, barg die farbigen Garne in dem schmucken Nähkorbe, der neben dem Rahmengestelle stand, und ließ sich, einem hohen Spiegel gegenüber, in das gelbseidene Sopha nieder. Der Spiegel zeigte eine stolzbequeme Frau in den ersten Vierzigen, von angenehmer Fülle des Körpers. — „Es ist und bleibt ein anmaßliches Volk, diese Pastoren!“ sagte sie halblaut. „Aber ich werde darauf denken, Herr Pfarrer Delius, daß Sie mir nicht zu weit um sich greifen, wenn ich Sie vielleicht nicht ganz entbehren kann.“

Die Gräfin war von dem eintretenden Frauenzimmer, selbst nach der so günstigen Ankündigung des Kammerdieners, angenehm überrascht, nicht blos von der edeln Gestalt und heitern Anmuth der Gesichtszüge, sondern vielleicht noch mehr von der freien, bequemen Art, sich darzustellen. Sie mußte sich erinnern, daß es die Gouvernante ihrer kleinen Tochter sei, um sie nicht als Dame

von Stand zu empfangen. Diese geflissentliche Zurückhaltung legte freilich ihrem gewöhnlich sehr bewußten Benehmen noch ein Gewicht mehr zu.

Sie erwiederte die deutsche Ansprache der Gouvernante französisch, deutete ihr ein Tabouret an, und ließ sich ohne Weiteres über die Gaben, Vorzüge und Eigenheiten der kleinen Comtesse Adele aus. Sie bestimmte die Gegenstände des Unterrichts und die Eintheilung der Stunden gemäß der ländlichen Hausordnung, und da sie sehr bald inne wurde, daß die Gouvernante das Französische feiner als sie selber sprach, fuhr sie mit mehr Freundlichkeit auf deutsch fort:

„Es ist mir lieb Mademoiselle Weikart, daß Sie etwas früher eingetroffen sind; ich sehe meine Adele nicht gern ohne Aufsicht, nicht gern unbeschäftigt. Ich habe sie auf einige Tage in die Nachbarschaft, auf Schloß Dahnstein, gegeben, werde sie aber morgen herüberholen lassen. Auf viel Lernen, muß ich Ihnen sagen, lege ich keinen zu großen Werth. Sehen Sie auf ein gutes Französich und auf ein feines Benehmen. Die Comtesse ist sehr lebhaft; achten Sie ja darauf, daß sie nach und nach die gute Haltung ihres Standes gewinne und sich nie vergesse. Ich deute Ihnen gleich das äußerste Ziel meiner Absichten an, das Sie sich zum Zweck Ihrer Bestrebungen nehmen müssen: ich wünsche meine Tochter an den Hof zu bringen, wo ich

gute Verbindungen habe. Die vorige Gouvernante hatte keinen Begriff davon, aber Sie — nun ja, es scheint, daß ich Ihnen gerade für das, woran mir so viel liegt, mehr Vertrauen schenken kann. Ihren Zeugnissen nach sprechen Sie auch das Englische; darauf habe ich für meine Tochter — wenigstens vorerst — nicht gerechnet. Ich selbst verstehe es nicht, und die Worte klingen mir immer wie klapperndes Geld. Aber meinem Stiefsohne, dem Grafen Albert, wird es angenehm sein, sich gelegentlich in dieser Sprache mit Ihnen üben zu können. Wir erwarten ihn von seinen Reisen direct aus England."

Sie hatte geklingelt und wies den Kammerdiener an, Demoiselle Weikart in ihre Wohnung einzuführen.

Kaum aber waren beide hinaus, als sie den Diener noch einmal zurückrief und, an ihrem Korbe beschäftigt, so nebensächlich hinsprach: Machen Sie doch die gute Weikart ein wenig mit dem Ton unseres Hauses bekannt, Christian! Sie sagt: „„Frau Gräfin"" und dergleichen. Sie wissen ja, Christian!"

Es war ein altes Familienschloß, durch neue Anbauten im Geschmack der Zeit erweitert und modern eingerichtet. Die Vorderseite mit einem reichen Giebeldache und zwei Eckthürmen sah von hohem östlichem Ufer auf einen ziemlich ausgedehnten Landsee, der sich in südwestlicher Richtung und zwischen anmuthigen

Waldbergen verlor. Der angebaute neue Flügel streckte sich in den Park und gab von den Zimmern aus einen schmalen Seitenblick nach dem See. Hieher, in die beiden äußersten Gemächer, brachte Christian die Gouvernante. Die Einrichtung war einfach, aber geschmackvoll und bequem, und da Marianne sogleich auch ihre mitgebrachten Sachen erblickte: so fühlte sie sich zuerst wunderbar angeheimelt. — „Ach, wie traulich und heimlich ist es hier!“ rief sie aus, und ging von einem zum andern Fenster, indem sie hinausblickend bemerkte: „Hier die waldrauschende, frühlingsduftige Einsamkeit des Parkes, und hier rechts der See mit dem Räthselblick in die weite Welt. Das Dorf versteckt sich thalwärts hinter dem Parke; man sieht nur die Spitzen zweier Thürme. Läuten wird man wohl hören, und Läuten hör' ich immer gern, es sind die hehrsten Stimmen aus dem Menschenleben. Ach! hier — o, gewiß werde ich hier glücklich sein! Nicht wahr, lieber Herr —?“

„Christian Horst ist mein Name,“ versetzte der Alte mit etwas mehr Freundlichkeit in seiner sonst immer etwas feierlichen Haltung. „Ich merke schon, Mademoiselle haben den Geschmack unsers jungen Herrn Grafen und sind also mit Recht hier eingethan. Das waren seine Zimmer, als er noch viel las und musicirte. Hier im Futteral stand seine Violine, hier überm

Sopha hing sein Bild. Jetzt hat es — die Frau Gräfin hinüberbringen lassen, wo er nun die schönen Zimmer seines hochseligen Herrn Vaters bewohnen wird. Ei, daß dich „„Frau Gräfin““ sagt' ich eben: gut, daß sie's nicht gehört hat! „„Ihro Gnaden““ und „„Eure Gnaden,““ Beides nach Umständen, ist zu sagen, Mademoiselle! Merken wir uns das! Aber nun will ich Ihnen vor Allem eine Collation herauf schicken. Sie werden hungrig und durstig sein. Sagen Sie mir, was zu dieser Tageszeit nach Ihrem Geschmack oder was Ihre Gewohnheit ist."

„Ich danke Ihnen, bester Herr Horst," antwortete sie: ich bin weder hungrig noch müde; meine Fahrt war heute nicht lang und nicht beschwerlich. Aber — wenn Sie mir das Haus ein wenig zeigen wollten? Ich möchte mich gern recht bald zurecht finden und keine Unschicklichkeiten begehen."

„Sehr gern!" versetzte er. „Die Zimmer werden eben gelüftet und stehen offen. Wir erwarten nämlich den jungen Herrn Grafen aus England und sind deshalb auch etwas früher aufs Land heraus gezogen. Der junge Herr will sich erst ausruhen, ehe er sich in der Residenz einführt."

Der Zusammenhang des Alten und Neuen, des Oben und Unten durch Gänge und Treppen war ein wenig verwickelt; die innere Einrichtung der Zimmer,

Säle und Cabinette gab sich durchaus reich, vielleicht etwas überladen. — „Sehen Sie, Mademoiselle Weikart, da hangen der junge Herr Graf!“ erinnerte Christian.

Es war ein großes Oelbild, so glücklich ausgeführt, daß Marianne beim ersten Hinblick über die Lebhaftigkeit desselben ordentlich erschrak, — ein ausdrucksvolles Gesicht mit ungemein tiefen, sinnigen Augen; der ernste Mund wie zum Sprechen etwas geöffnet und das reiche dunkle Haar in malerischer Unordnung. Etwas Schwärmerisches in Haltung und Ausdruck des Kopfes war unverkennbar, aber um so einnehmender.

„Gleicht es, lieber Herr Horst?“ fragte Marianne, von dem Bilde gefesselt. „Doch ja, es muß gleichen: es ist so — wie soll ich sagen? — so eigen!“

„Es glich ungemein, als der gnädige Herr es beim Antritte seiner Reisen vor zwei Jahren zurück ließ,“ antwortete der Diener. „Graf Albert ist bis auf die schlanke Gestalt, die er vom seligen Vater hat, das Abbild seiner früher verstorbenen Mutter, nicht bloß was den Gesichts-Ausdruck, sondern auch den hohen, edlen Sinn betrifft.“

„Dieses Letztere, meine ich, spricht sich doch an Stirn und Augen aus,“ sagte Marianne mit Wärme.

Die Stirn hat doch auch etwas vom Stolze des Hochseligen,“ erklärte Christian. „Aber, wissen Sie, es

war kein Stolz, der Anderen wehe that und der Andere herabsetzte. Unsere jetzige Frau Gräfin . . .“

Er erschrak vor dem, was er eben aussprechen wollte und wandte es rasch zu einem Tadel seiner seblst, indem er fortfuhr: „Sage ich schon wieder: Frau Gräfin! Ich wollte sagen: Ihro Gnaden besitzen doch viel Vorzüge, und Sie werden es auch bald selbst finden, Mademoiselle.“

Er führte Mariannen weiter, indem er sie nicht ohne Selbstgefühl in die Gegenwart der Familie einweihte. Es lag etwas Herablassendes in dieser Mittheilsamkeit des sonst sehr schweigsamen Dieners, womit er sogar seine gewohnte Bedachtsamkeit überschritt Seine Miene verrieth etwas von noch nicht erloschener Empfänglichkeit für so viel jugendliche Anmuth, für dieses reizende Lächeln Mariannens, hinter welchem eigentlich der Schalk eines fröhlichen Mädchenherzens lauerte. Denn für Mariannen war dieser Domestiken-Stolz, der sich im Dienste einer hochadeligen Familie fühlte, etwas Neues, woran sie ihr Wohlgefallen und zugleich eine neckische Laune fand. Die Schelmerei ihres Staunens und ihrer wunderlichen Fragen hätte für den guten Alten eine gefährliche Versuchung seiner stolzen Verschwiegenheit werden können, wäre Marianne welterfahrener und schlauer gewesen, als sie es war.

So hätte sie es auch für eine besondere Gunst an-

sehen dürfen, daß er ihr nach der Rückkehr auf ihr Zimmer in Person einige Erfrischungen brachte, was er als Hausmeister sonst dem Bedienten oder der Kammerjungfer übertragen hätte.

„Ich komme selber," sagte er, „weil ich wünsche, daß es Ihnen bei uns gefallen möge, trotz Dem und Jenem."

„Sie sind sehr freundlich und gut, lieber Herr Horst," erwiederte sie mit Lächeln. „Ach, ich fühle doch, was es werth ist, unter lauter Fremden eine wohlmeinende Seele zu kennen. Eben als ich mich hier ausruhte und so allein nach dem ersten frohen Eindrucke dieser stillen Gemächer mit der Erinnerung an — „Ihro Gnaden" die Frau Gräfin eine wundersame Aengstlichkeit empfand, sagte ich mir, daß ich gewiß an Ihnen einen Freund gewinnen würde."

„Ja, ja, mein gutes Kind —, einen väterlichen Freund sollen Sie an mir haben," flüsterte der Alte. „Ich weiß nicht warum ich eben an meine Tochter denken muß."

„Ei, Sie haben eine Tochter?"

„Wundert Sie das?" schmunzelte er, und strich mit der Hand über seine Falten und dunkelrothen Backen. Mein Aussehen ist freilich ein wenig hinter meinen Jahren zurück geblieben, und wenn man so glückliche Jugend vor sich siehet, möchte man auch noch einmal

jung sein; allein — ich habe doch eine Tochter, vielleicht sogar etwas älter, als Sie sind. Heißt das, ich hatte sie, ehe sie sich mit dem Kutscher meines gnädigen Herrn nach Amerika fortmachte. Ihre Mutter war schon vorher gestorben, und so bin ich denn — wie Sie mich da sehen!“

„Ich auch, bester Herr Horst, — wie Sie mich da sehen, vater- und mutterlos. Wir wollen uns also zusammen halten, als Tochter und Vater. Führen Sie mich in diesem gräflichen Hause, wo mich schon heut ein seltsames Heimweh — mich, die Heimathlose — überschleichen will.“

Sie reichte ihm, wehmüthig lächelnd, ihre kleine Hand, die er zwischen seinen beiden Händen streichelte, indem er sprach: „Sie sind ein gutes Kind. Fassen Sie Muth, und es wird schon gehen! Sie haben so viel voraus, z. B. vor der letzten Gouvernante, die wir nur drei Viertel Jahre hatten, und dürfen schon mit Zuversicht auftreten. Hören Sie! Unterwürfig in Manieren, stolz im Herzen! Merken Sie sich das! Wenn sich's paßt, geb ich Ihnen wohl einen Wink. Nur berühren meine Winke stets ein Familien-Geheimniß, und Sie müssen dann —.“

Er tippte mit zwei Fingern auf ihren Mund, und da sich von außen eben ein ankommender Husten hören ließ, eilte er nach der Thür, indem er mit warnender

Geberde flüsterte: „Vor dem da reserviren Sie sich ein wenig."

Er öffnete und begrüßte den Eintretenden mit den Worten: „Hier finden Sie unsere neue Gouvernante, Herr Metropolitan Delius!"

Zweites Kapitel.

Herkunft und Schule.

Der Geistliche, von Gestalt und Gesichtsbildung ein hübscher Mann, begrüßte Mariannen mit herablassender Artigkeit und hieß sie mit salbungsvollen Worten willkommen. Sie, durch den Wink des alten Dieners ein wenig eingeschüchtert, empfing ihn mit desto höflicherer Zurückhaltung; doch seine Stimme war ihr angenehm, und sein freundliches Befragen um ihre Reise gewann ihr sehr bald ihre natürliche Unbefangenheit ab.

Er sprach, wahrscheinlich um sie vertraulicher zu stimmen, zuerst mehr von sich selbst, indem er seine reizbare Gesundheit für ein so sorgenvolles Amt beklagte, und wie viel unter der so materiellen, genußsüchtigen — unchristlichen Richtung der Zeit sein Gemüth und seine Nerven zu leiden hätten. Ein leichter Fluß anmuthiger Worte verrieth den gewandten Kanzelredner, und die

Art, wie er im tiefen Sessel ruhend und auf den Knieen mit gefalteten Händen vorgebeugt sprach, ließ vermuthen, daß er sich zugleich als sein eigener Zuhörer gefiel.

Marianne, ihrer Sinnesart nach, weniger mit Absicht beobachtend als fein empfindend, bemerkte an dem beredsamen Manne einen wunderlichen Widerspruch der priesterlich auf- und niedergeschlagenen Augen mit den süß und saugend bewegten Lippen, wie solche mehr einem Gutschmecker eigen zu sein pflegen.

Indem nun der Pfarrer unvermerkt auf seine Stellung zum gräflichen Hause kam, sagte er zutraulich leise: „Hier, meine Liebe, berühren sich unsere Lebenskreise; wir haben gemeinschaftlich zu wirken, müssen Vertrauen und Offenheit zu einander fassen und thun auch wohl, zusammen zu halten — zu christlichen Absichten. Die Frau Gräfin ist sehr zufrieden mit Ihrem Französisch und glaubt, Sie müßten einige Zeit in Frankreich gewesen sein. Sie wünscht überhaupt etwas von Ihrem Bildungsgange zu wissen. Die Zeugnisse, die wir von Ihnen erhalten haben, geben uns nur das schon erreichte Ziel Ihrer Vorbildung zu erkennen. Sie stehen fertig vor uns da.

Eigentlich war dies nur ein verstecktes Verlangen des Pfarrers selbst. Es lag nicht im Stolze der Gräfin, sich um ihre dienenden Leute weiter zu bekümmern,

als sie dieselben brauchte; allein dem geistlichen Herrn mochte daran liegen, eine liebenswürdige und begabte Gouvernante, die bei der Gräfin leicht zu Vertrauen und Einfluß kommen konnte, nach ihrer Herkunft und Verbindung so genau wie möglich zu kennen. Kenntniß ist Macht, wußte er.

Mariannen fiel es wohl auf, daß die Gräfin sie durch eine dritte Person befragen ließ. Allein die so theilnehmende Frage traf ihr Herz. Leidmüthige Erinnerungen kamen über sie und verriethen sich in dem weichen Ton, womit sie versetzte:

„Der Weg meiner Bildung ist einfacher oder liegt näher, als unsere gnädige Frau vermuthet. Er beginnt in der Dorfschule meines seligen Vaters, oder vielmehr von seinen Knieen, auf deren schwarzem Plüsch ich meine ersten Bilderbücher ausbreitete, — in der heiteren Hütte, im lustigen Gras- und Obstgarten des Schulmeisters in Nettlingen, wo ich, das einzige Kind von Vater und Mutter, in Gehorsam und Liebe zehn Jahre alt wurde. Da starben meine Eltern rasch hinter einander an einem herrschenden Typhus. Ich kam zu einem mütterlichen Oheim in der Residenz, der mich bei gutem Einkommen, neben seinen Kindern erzog und in Sprachen, in Musik und Zeichnen für den Beruf einer Erzieherin ausbilden ließ. Ich war nicht ohne Gaben und hatte in steter Erinnerung an Vater und

Mutter den lebhaftesten Eifer. So brachte ich es bald dahin, daß ich in einem großen Institut, besonders für junge Engländerinnen, als Unterlehrerin eintreten konnte. Hier fand ich Gelegenheit, im Verkehr mit einem für die französische Conversation aus Nancy verschriebenen Frauenzimmer, mich in reiner Aussprache und eigenthümlichen Wendungen des Französischen zu vervollkommnen und zugleich mit meinen jungen Engländerinnen beim Unterricht im Deutschen das Englische zu üben. Mit der Mutter einer jungen Dame aus London machte ich letzten Sommer als Gesellschafterin noch eine Reise ins Bad und in die Schweiz. Sehen Sie, das sind die heimatlichen Regionen für meine fremden Sprachen. Nebenher habe ich gezeichnet, ohne es weiter gebracht zu haben, als zur Bildung meines Auges für Gemälde, und in der Musik bin ich eben auch nicht bis zur Virtuosin gekommen. Ich habe es mehr auf geschmackvollen als auf brillanten Vortrag abgesehen, und meine Stimme hatte auch mehr Beruf für die Kammer, als für den Concertsaal. Aber die Art und Weise, wie ich das alles lernte und betreiben mußte, hat mir vielleicht eine gewisse Uebung und Fertigkeit im Lehren für Anfänger gegeben. Dies ist es, Herr Metropolitan, was Sie der gnädigen Gräfin berichten und mit Ihrer günstigen Erklärung begleiten wollen. Bemerken Sie ihr auch, daß ich in Kreise ihres Standes noch

nicht gekommen bin. Sie wird Nachsicht mit meiner bürgerlichen Unbeholfenheit haben."

„Mit der wärmsten Anerkennung Ihrer schönen Vorzüge werde ich es thun, liebes Fräulein Marianne," versetzte er; „ich wünschte es nur auch mit Ihrer einfachen Anmuth zu können. Aber diese vornehmen Leute, die so gern Alles wissen wollen, ohne sich mit Fragen etwas zu vergeben, kommen überall um das Beste, was man eben aus den frischen, unmittelbaren Ergüssen des Lebens, zumal der menschlichen Seele, schöpft. Sie haben also schon einen Weg der Fügung, der Unterordnung gemacht, meine Freundin, und das wird Ihnen für Ihre jetzige Stellung zu Gut kommen. Es ist ein reiches und stolzes Haus, in das Sie eintreten mit Ihrer heitern, erwartungsvollen Jugend, mit diesem Drange des Herzens, das sich, so empfänglich für Alles, über Alles ergießen und ausbreiten möchte, und überall nur an kalte, schroffe Felsen schlägt, auf denen hochmüthige Burgen prangen. O ja, man stößt hier leicht an und kann es leicht verderben. Ich selbst habe mir jedoch mein Ansehn, meine Geltung gesichert. Schließen Sie sich uns mit Vertrauen an! Meine Töchter, trefflich begabt, sind noch ein wenig — Kindsköpfe; aber meine Frau wird Ihnen gern eine ältere, wohlwollende Freundin werden. Meine Susanne ist eine ausgezeichnete Wirthin. Wie könnten wir uns auch sonst bei sehr

mäßigem Einkommen frei von Anfechtungen der Noth, wenigstens der Sorgen halten? Da gewinnen Sie denn gleich eine neue Schule: denn nun Sie das Ziel Ihres dienenden Berufs ereicht haben, dürfen Sie daran denken, sich für einen eigenen Herd vorzubereiten, der uns oft, bei allen Vorzügen und hinter den schönsten Erwartungen her, doch von der Vorsehung nur als ein Sparherd zugetheilt wird. Aber Sie werden sehen, wie man auch dabei vergnügt sein kann. Der Ton unseres Hauses wird Ihnen zusagen. Wir leben still und einfach, mäßig in Genüssen, reich in Liebe, — christlich, wenn Sie wollen. Das Wort sagt Alles: es bezeichnet die Verbindung, die wir mit dem gräflichen Hause haben, und es gibt den Einklang, durch den wir uns in der Harmonie mit der hohen Familie halten können. Denn —" fuhr er, nachdem er sich zum Abschied erhoben hatte, mit feierlich ausgebreiteten Armen fort — „bei Ihro Gnaden gilt auch das schöne Wort: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!"

Hier geschah ihm aber etwas sehr Drolliges. Indem er nämlich bei den Worten: „dem Herrn dienen," die beiden flachen Hände gegen die Brust gepreßt, behaglich an seiner Wohlbeleibtheit hinabgleiten ließ, gewann es das komische Ansehen, als ob er sich selbst mit dem Herrn meine, dem die Gräfin und ihr Haus diene. Ob Marianne diesen Eindruck hatte, steht dahin; der

Geistliche aber bemerkte bei seinem Abschiedsgrusse ihr heimliches, höchst schalkhaftes Lächeln und kam auf die Vermuthung, daß er mit seiner feierlichen Geberde der Gouvernante einen lächerlichen Eindruck gemacht habe. Sie erröthete bei seinem verwunderten Blicke; dieses bestätigte ihn in seinem Verdachte, und er erröthete nun auch, griff verwirrt nach Hut und Stock und schied mit stummer, etwas linkischer Verbeugung.

Diese Hast der Verlegenheit schloß wie ein schriller Mißton die gemüthliche Unterhaltung und ließ Mariannen ärgerlich über sich selbst und in der Besorgniß zurück, daß sie es wohl auf lange mit dem geistlichen Herrn verdorben habe. Doch sie mußte sich jetzt darüber hinaussetzen, und da sie noch am Abende zur Gräfin beschieden zu werden erwartete, so kleidete sie sich danach um. Die Dämmerung trat aber ein, ohne daß sie gerufen wurde. In einiger Unruhe, auf jede Regung lauschend, vernahm sie von Weitem einen bekannten Choral, auf einer kleinen Orgel gespielt. Sie trat auf den Corridor hinaus und hörte nun den Gesang deutlicher vom Mittelbau her, wo auch einige Fenster erleuchtet waren.

Nach einer Weile erschien der alte Christian und löste das Räthsel.

„Sie sind also nicht eingeladen worden?“ sagte er. Ihro Gnaden haben Sie wahrscheinlich für zu ermüdet

von der Reise gehalten. Es ist just heute der Wochentag, an welchem der Pfarrer, der vorhin bei Ihnen war, eine Hausandacht hält. Das ist so ein Haken, mit dem sich der Schlaukopf bei uns festzuhalten weiß. Der selige Herr Graf, wissen Sie, mochte die Schwarzröcke nicht gern um sich leiden; jetzt aber hat der Herr Pfarrer sich hier eingenistet, und sucht das fromme Wesen zu einem Hausbedürfniß zu machen, weil er die Lieferung hat. Mit dem Choral ist die Andacht aus, und es geht nun an ein feines Abendbrod. Ich habe den Dienst dabei und schicke es Ihnen herauf. Machen Sie sich einstweilen Licht.“ — —

Am andern Morgen nach dem Frühstücke wurde Marianne zur Gräfin gerufen.

„Meine Adele kommt heute noch nicht,“ sagte sie, „die Gräfin Dahn will sie morgen selbst herüber bringen, und der Graf wird mitkommen. Sie werden dann auch die Comtesse Eugenie kennen lernen, Mademoiselle Weikart. Meine Pathe ist ein vortreffliches Mädchen, durch Schönheit und Bildung ausgezeichnet. Sie würde eine Zierde an unserem Hofe sein; allein die Eltern haben schon anders über sie verfügt. Ich sage Ihnen so viel davon, weil ich wünsche, Sie möchten sie zum Vorbilde für meine Tochter nehmen. Benutzen Sie übrigens den heutigen Morgen, sich einzurichten und vor Allem einen Besuch beim Pfarrer zu machen. Er

war bei Ihnen, und ich wünsche, daß Sie sich recht mit ihm verständigen, um mit ihm zu wirken — in seinem christlichen Sinne, meine ich.

Ein forschender Blick, den die Gräfin bei diesen Worten auf die Gouvernante richtete, erinnerte diese an ihr gestern-abendliches Lächeln. Gewiß hatte der Pfarrer seinen Bericht über sie aus der Tonart seines Abschieds gemacht. Sie erröthete ein wenig, doch lächelte sie heute die Sorge schnell hinweg. Mit ihrer heitern Sinnesart kam sie leicht über vieles hinaus, was, an sich unwichtig, nur ängstliche oder engherzige Menschen verwirren kann. Doch wollte sie die leise Andeutung nicht unbemerkt vorüber gehen lassen und sagte mit anmuthigem Lächeln:

„Ich danke Ew. Gnaden, und werde mich mit dem geistlichen Herrn bald einverständigt haben. Ich bin ja eine Schulmeisters-Tochter und dicht an einem Pfarrhause aufgewachsen. Uebrigens halte ich es sehr mit der religiösen Grundlage des Lebens, mithin auch der Bildung für das Leben. Daher bin ich auch den Männern mit hoher Achtung zugethan, die zu diesem hohen Zwecke wirken, ohne daß sie ihn in ihre Person verlegen, und die im Namen ihrer hohen Bestimmung nicht herrschen, sondern dienen wollen."

Die Gräfin blickte Mariannen mit Verwunderung an und schüttelte dann ein wenig den Kopf. Sie fand

den Gedanken richtig und in Bezug auf den Pfarrer auch treffend; aber es mißfiel ihr, daß die Gouvernante diese Bemerkung so bald gemacht hatte und sie so freimüthig heraussagte. Doch entließ sie Mariannen ohne weitere Erinnerung und nicht unfreundlich.

Drittes Kapitel.

Pfarrer und Metropolitan.

Es war Mariannen ganz angenehm, den heutigen Tag noch für sich zu haben. Sie richtete ihre Wohnung und die daran stoßenden beiden Zimmer ein, in welchen, nach der Anordnung der Gräfin, die Comtesse Adele unter Aufsicht der Gouvernante wohnen, lernen und sich auf dem Flügel üben sollte. Dann durchwandelte sie den höchst anmuthigen Park, der sich eben frühlingig belaubte, Blüthenkätzchen und Knospen trieb und sich mit Lenzblumen schmückte. Die Anlagen, nicht sehr ausgedehnt, aber auf unebenem Boden mit Sinn und Geschmack ausgeführt, zogen sich vom Schloß, dem Höhepunkte des Seeufers, hinter einem Treib- und Gewächshause sanft abwärts nach dem Dorfe. Nach diesem hin ging der Weg

aus dem Parke zwischen Hecken und über die Brücke eines klaren und starken Baches.

Diesen Pfad durch das Pförtchen nahm Marianne, um den Geistlichen zu besuchen.

Auf einem Hügel erhob sich die Kirche, und Marianne vermuthete in der Nähe derselben das Pfarrhaus. Da sich aber die Wege theilten, fragte sie eine Magd am Brunnen, wo der Herr Pfarrer wohne, und ward nach dem nächsten freundlichen kleinen Hause beschieden.

Einige Stufen nach dem Staket hinauf öffnete sich der Blumengarten, und sie kam zwischen blühenden Tulpen, Ranunkeln und Kaiserkronen nach der Wohnung. Ein heiterer, bequem gekleideter Mann trat ihr entgegen. Aber es war ein ganz anderer, als den sie gestern bei sich gesehen, ob er gleich auch ein etwas geistliches Aussehen hatte.

„Verzeihung! Ich bin wohl irre?" sagte sie „Es scheinen zwei Pfarrrer im Orte zu sein?"

„Eigentlich nicht, mein Fräulein!" antwortete er; „aber ich verstehe schon: Sie wollen zu Herrn Metropolitan Delius?"

„Ja, so ist es! Ich habe ihn gestern Abends im Schlosse gesehen und weiß daher, daß Sie es nicht sind."

„Ah, im Schlosse!" entgegnete er. „Herr Delius

wohnt dort oben, einige Stufen unter der Kirche. Aber wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten, damit ich Ihnen die Bewandniß Ihres Irrthums erkläre.

„Recht gern! Irrthümer muß man so schnell wie möglich los zu werden suchen, lächelte sie.

„Gewiß, und Sie kommen dann um eine solche Last leichter den Berg hinauf,“ lachte er mit, reichte ihr artig die Hand und führte sie in sein Zimmer auf das Sopha. — „Ich vermuthe in Ihnen die erwartete Erzieherin für Comtesse Adele,“ sagte er. „Halten Sie mich aber ja nicht für neubegierig und mein etwas hartes Sopha für eine Folterbank. Ich stehe in einiger Verbindung mit der Familie. Ich heiße Heimberger und war früher Patronatspfarrer des seligen Grafen auf seinen Besitzungen in Schlesien, wurde als Erzieher des Grafen Albert hieher berufen, führte den jungen Herrn auf die Universität, und wohne nun hier ohne besonderes Amt. Die Leute nennen mich immer noch den Pfarrer, und Herr Delius macht daher gern den Metropolitan geltend, um nicht mit mir verwechselt zu werden. Da haben Sie nun wahrscheinlich nach dem Herrn Pfarrer gefragt und sind zu mir gewiesen worden. Die Leute, sehen Sie, haben mich lieb, und weisen mir gern 'was Liebes zu.

„Sie sind sehr freundlich!“ lächelte Marianne. „Die

Gräfin sagte mir: Besuchen Sie den Herrn Pfarrer, und so . . .!"

„Dabei hat sie freilich nicht an mich gedacht, mein Fräulein," fiel Heimberger ein. „Desto eher wird der junge Herr an mich denken. Er wird ja erwartet, nicht wahr?"

„So höre ich!" antwortete sie, „und Sie können mir vielleicht das Genauere sagen. Von Ihrer Wohnung aus sieht sich das Schloß so hübsch an, und was darin vorgeht, nimmt sich da vielleicht besser aus, als wenn man mitten drin steht?"

Das schelmische Lächeln, womit sie diese Bemerkung begleitete, nahm mit dem Zauber ihres seelenvollen Gesichtes den Pfarrer für die neue Erscheinung ein. Er glaubte zugleich darin ein feines Verständniß seiner Beziehungen zur gräflichen Familie zu finden, und faßte eine gute Meinung vom Scharfsinne der jungen Gouvernante.

Zwei heitere Naturen begegneten sich eben mit dem sympathetischen Zuge des Vertrauens. Ein scherzhaft inniges Gespräch entspann sich, wie es zwischen Menschen vorkommt, die, für Scherz und Ernst auf gleiche Tonart gestimmt, einander verstehen, als ob sie seit Jahren zusammengelebt hätten. Ein Spaß lockte den andern, und wenn ein herzliches Lachen die Schale des Scherzes brach, fiel der Kern eines edlen Gedankens

heraus. Heimberger rief seine Frau herbei und stellte ihr Mariannen vor.

„Der Zufall hat uns das Fräulein zugeführt," sagte er, „und wir wollen es als eine freundliche Bescheerung annehmen, liebe Friederike."

„Die Pfarrerin, hübscher von Wuchs als von Gesicht, häuslichen Aussehens und anmuthiger Freundlichkeit, mochte so tief in den Dreißigen, als der Mann in den Vierzigen stehen. Einfach und reinlich sah es umher aus, und das ganze Benehmen der Frau verrieth, daß sie es an Bewunderung so wenig, als an Pflege für ihren Mann fehlen ließ. Aber auch gegen Marianne sprach sich bald ein gefälliges Wohlwollen aus; wie sie denn auch alsbald ein kleines Frühstück geschäftig herbeibrachte.

Marianne ließ auf so freundliche Weise sich gern festhalten; sie hoffte aus so gutem Munde manches über die Verhältnisse der Familie zum eigenen Besten zu vernehmen.

„Sie werden just keine schlimme Frau an der Gräfin finden," sagte im Laufe der Unterhaltung der Pfarrer, „wenigstens ist sie nicht engherzig, nicht kleinlich oder mißwollend. Die Pfahlwurzel ihres Wesens ist Stolz, — freilich Adel-, Rang- und Ahnenstolz, eine Wurzel, die Edles, aber auch Ungerechtes aus dem Lebensboden ziehen kann. Wenn es, wie wir Beide

wissen, eine Aufgabe der Erziehung ist, die natürlichen Fehler der Menschen zu entsprechenden Tugenden umzubeugen: so findet es sich noch öfter, daß man tugendhafte Anlagen eine schlimme Richtung nehmen läßt. Der heitere Stolz der Gräfin stimmt ihr Herz leicht zu Wohlwollen, zu Gunst, zu Allem, was sie generös nennt. Wie weit aber ein verletzter, gekränkter oder durchkreuzter Stolz oder Hochmuth gehen kann, weiß ich von ihr selbst nicht, wohl aber aus anderen Erfahrungen meines Lebens. Sie, liebes Fräulein, — oder darf ich vielleicht Freundin sagen? Beste Frau, wollen wir nicht Freundin sagen? Ich meine — wir verstehen uns so gut!"

Marianne reichte Beiden gerührt die Hand, und der Pfarrer fuhr fort:

„Sie kommen, wie ich glaube, zu einer recht günstigen Zeit ins Schloß. Die Gräfin lebt jetzt hoffnungsvoll und betriebsam erregt, in dem einen großen Projecte, den Stiefsohn mit der einzigen Tochter des Grafen Dahn auf Dahnstein zu vermählen. Die Gräfin Dahn hat viel Gutmüthiges und Freundliches. Der Graf ist galant und ein humoristischer Spötter. Aber halten Sie sich bei seinen Späßchen als zerstreute Zuhörerin, die auch eines oder das andere überhören kann. Beide Gräfinnen kennen sich von Hofe her, stehen auf Du und Du, und sind jetzt so innig, als

sie einst eifersüchtig gegen einander waren. Mit dem Stolz und der Freundschaft dieses Heiraths-Projektes verknüpft sich aber auch noch der Vortheil des Reichthums für den Fall, daß unsere Gräfin Schloß und Güter an den nun schon mündigen Stiefsohn abtreten muß. Sie wird mit der Verlobung manche Begünstigung für sich und ihr Töchterchen zu bedingen wissen. Sehen Sie, wenn nun Graf Albert mit der alten Zuneigung für Eugenie zurückkehrt, so werden Sie unsere Gräfin recht in ihrer Herrlichkeit erblicken. Herrlichkeit — ja, das ist das Wort: denn Vertraulichkeit, die Ihrem gebildeten Herzen wohlthuender wäre, liebe Freundin, dürfen Sie auch dann nicht erwarten. Aber da plaudere ich hin, und — Sie müssen jetzt wirklich zum Metropolitan, wenn Sie ihn vor Tische treffen wollen."

„Aber, bester Lorenz! daß Du das Fräulein fortgehen heißest!" erinnerte die Hausfrau.

„Ich weiß schon, wie's gemeint ist!" sagte Marianne, und reichte zum Abschiede die Hand. Der Pfarrer, der mit seiner Frau sie begleitete, setzte hinzu:

„Und es könnte Ihnen übel genommen werden, wenn Sie bloß den Unrechten besucht hätten.

„Da Sie mich begleiten, verehrter Freund," bemerkte Marianne unterwegs, „so sagen Sie mir noch

etwas von unserem jungen Grafen! Ich habe sein Bild gesehen: ein edler, seelenvoller Ausdruck!" —

„Mein Albert?" rief Heimberger. „Ja, edel, seelenvoll, — etwas schwärmerisch, wenn ihn der englische Kohlendampf nicht ein wenig realistisch angeflogen hat, was ich nicht wünsche. Er war eine gern bewundernde Natur, wie sie heute bei unsern jüngern Männern selten vorkommt. Das Staunen über die materiellen Großthaten der Gegenwart macht allzu früh stumpf für das Ideelle, blasirt, wie sie's nennen. Aber, sehen Sie, Marianne, wenn alles Forschen und Streben des menschlichen Geistes beim Verwundern anhebt, und alle Weiheit des Alters dahin führt, sich über nichts mehr zu wundern: so liegt doch das reinste Glück der Jugend und eines nie alternden Herzens im Bewundern — alles Hohen, Edeln und Schönen auf Erden."

„Das ist selbst sehr edel und schön gedacht, lieber Freund," sagte Marianne, „und ich nehm' es als Ihr Gastgeschenk mit. Und nun gehe ich . . .?"

„Hier zwischen den Gärten hinauf," antwortete er, und kommen recht bald wieder dort über das Brückchen herüber. Nicht wahr?"

Die Familie Delius saß schon bei Tische und kam über den angemeldeten Besuch in einige Unruhe. Abweisen, gleich das erste Mal, mochte man die neue

Gouvernante nicht, die ja des Pfarrers Hausordnung noch nicht kannte, nach welcher Niemand angenommen wurde, der die christliche Familie von Vater, Mutter und zwei heranwachsenden Töchtern bei ihrem allzu einfachen Mahle stören wollte. Abzuräumen war aber auch nicht mehr: zwei Gerichte waren schon verzehrt, und die Hauptschüssel wurde eben von der Mutter aus der Küche herein gebracht. Die beiden Mädchen, die sich an der Verwirrung des Vaters ergötzten, wurden daher abgeschickt, Mariannen freundlich in des Vaters Studirstube zu führen. Die Pfarrerin, am wenigsten beunruhigt, hob mit bedeutsamem Kopfschütteln ihre Küchenschürze als Signalfahne empor, daß sie selbst nicht erscheinen könne.

Inzwischen hatte der Metropolitan den Mund abgewischt und seine vorgesteckte Serviette abgelegt. Er brachte das Gesicht in ernsthafte Mienen und eilte den Töchtern nach, Mademoiselle Weikart sehr herzlich zu begrüßen und seine liebe Frau mit Zahnweh zu entschuldigen.

„Meine gute Susanne hat den Morgen beim Herdfeuer zugebracht,“ sagte er, „und das reizt immer ihr altes Leiden auf. Aber leider muß sie selbst das Kochen besorgen, da unsere einzige Magd mit der Hausarbeit und dem auf dem Lande so unentbehrlichen Vieh zu schaffen hat. Sie sehen, wie man sich

einrichten muß, wenn man bei mäßigem Einkommen doch auch für christliche Wohlthätigkeit an seinen lieben Nächsten etwas erübrigen will."

Er sah bei diesen Worten mit einiger Befangenheit seine Töchter an, und die ältere, eine hübsche Blondine von sechzehn bis siebzehn Jahren, versetzte mit einem Ernste, den ein schelmischer Blick durchkreuzte:

„Ja, Fräulein Weikart, Sie glauben nicht, wie sehr Vater es sich angelegen sein läßt, daß es — seinen Nächsten wohl ergehe."

In der Verlegenheit ihrer Schelmerei zog sie ihre jüngere Schwester zärtlich an sich. Diese kicherte in ihr gesticktes Schnupftüchlein.

Delius, der darüber an Mariannens schalkhaftes Lächeln von gestern denken mochte, schalt mit mißbilligendem Kopfschütteln:

„Fränzchen, Fränzchen, kannst Du keinen Augenblick den Kindskopf bei Seite lassen? Ja, Mademoiselle Weikart, das ist unser Lachtäubchen im Haus. Aber der kleine Schelm hat eigentlich ein Anliegen an Sie, das er mir nun heraus lachen möchte, weil ich ihm verboten habe, es heraus zu sagen. Ich habe den Mädchen nämlich erzählt, wie stark Mademoiselle Weikart im Französischen und Englischen sei, und Beide haben eine große Vorliebe fürs Englische. Aber still davon jetzt, Kinder! Laßt unsere hochgeschätzte Freun=

din vor Allem sich hier zurecht finden und sich erst in unserem freundschaftlichem Hause ein bischen heimisch fühlen. Man muß nie zuerst an sich denken."

Marianne, die sich bei dem sonderbaren Benehmen zwischen Vater und Töchtern etwas unheimlich fühlte, dankte für die gute Absicht und Einladung des Metropolitans und erhob sich.

„Ich habe Sie bei Ihrem frugalen Mahle gestört," sagte sie, „und komme, wenn Sie mir's erlauben, zu einer gelegneren Stunde auf länger. Bitte, der Frau Pfarrer mein Bedauern auszudrücken."

Alle Drei begleiteten Sie an die Hausthür, und Emmy, die ältere Tochter, sagte, als Marianne fort war:

„Besonders schön find' ich sie nicht, Väterchen, aber sehr lieb sieht sie aus; sie kann mir gefallen."

„Schönheit und Witz, das sind Deine Trümpfe!" schalt der Vater. „Aber ich bitte mir wenigstens aus, daß Du Deine Witze an Dich hältst, und nicht gegen mich ausspielst!"

„Hab' ich denn das, Vater?" rief Emmy. War ich nicht ganz ernsthaft bei meiner Anerkennung Deiner Nächstenliebe? Wir Beide und die Mutter sind ja Deine Nächsten. Aber die Fränz da lacht meine versteckten Witze immer aus, heißt das, heraus, daß man sie gewahr wird."

„Ja, Du kleiner Lachaffe," fuhr der Vater fort, indem er das Töchterchen herzte, „gewöhne Dir das muthwillige Lachen ab. Ich und Emmy verstehen uns schon."

„Und ich?" trotzte Fränzchen. „Würde ich denn lachen, wenn ich Eure Finten nicht verstände?"

Hiermit waren sie an den Tisch zurückgekehrt, wo indeß die Mutter nicht unthätig gewesen war. Sie hatte von einer Haselhühner=Pastete den gebackenen Deckel abgehoben und eine Schüssel mit gerollten Nudeln zum Warmhalten zugedeckt.

„Ha, die Mama!" rief Emmy. „Sie hat Deine gute Ermahnung nicht gehört, Väterchen, — daß man nicht zuerst an sich denken soll. Ich sehe da einen Mont blanc von Macaroni auf ihrem Teller."

Fränzchen lachte mit den Worten:

„Und am Fuße des Mont blanc ein Schlachtfeld von abgenagten Knöchelchen, — ihrem Zahnweh zum Trotz."

„Zahnweh? Was habt Ihr mit Zahnweh?" fragte die Mutter.

„Still, Kinder!" rief Delius. „Schweigen wir über das Opfer der Wahrheit, das uns die Küchenschürze einer vortrefflichen Mutter abgenöthigt hat. Aber, Sannchen, Du trägst hier neben Deiner edeln Nase ein Zeugniß in Kohlenstaub über Deine talent=

volle Thätigkeit. Komm, Mütterchen, wir bedürfen solchen Attestes nicht."

Er wischte ihr mit seiner Serviette den Staub weg, indem er, ihre Wange küssend, sagte:

„Fort mit der Schrift! Hier halten wir uns an die Tradition, an Deine Küchenüberlieferung!"

„Und an die Werke, Väterchen!" rief Emmy. „Gib Deinen Teller, ich will Dir gute Stücke vorlegen. Denn Du hast drüben prächtig extemporirt, — mit dem Englischlernen. Wir haben nicht daran gedacht."

„Wenn nur der kleine Grasaffe nicht gelacht hätte," versetzte der Papa, indem er eine gesiegelte Flasche Medoc öffnete.

„Was? Ich soll nicht lachen, wenn Du so gut spielst?" rief Fränzchen.

„Naseweis! Aber in allem Ernst, Kinder, nehmt Euch zusammen! Euer Vater hat immer seine christlichen Absichten, wenn er etwas so oder so sagt. Besonders benehmt Euch klug gegen die Gouvernante, — das rathe ich Euch Beiden! Die Weikart ist pfiffig so viel hab' ich bereits weg; sie ist aus Merkshausen."

Fränzchen erwiderte, mit feierlichem Ernste declamirend:

Die Schulmeisterin aus Merkshausen,
Sie merkt des Vaters Flausen.

„Du kannst es hernach auf Noten setzen, Emmy, und ich sing's.

„Ungezogene Dinger!“ rief der Vater, aufstehend und mit der Serviette drohend. „Laß mich so was noch einmal hören! Du hast mir da schöne Pröbchen von Töchtern geboren, Susanne!“

„Lieber Delius, ich habe sie von Dir,“ antwortete die Mutter und reichte ihm ihr Weinglas hin. „Komm heran mit Deiner Entsiegelten! Du sollst Deinen Nächsten lieben als wie Dich selbst! Ich bitte mir etwas von dem Text aus, Willibald!

Viertes Kapitel.

Ein Heirathsplan.

Am andern Morgen war große Bewegung im Schlosse. Die Einfahrt stand geöffnet, die Fensterläden zurückgeschlagen. Die Dienerschaft erschien in der guten Livree; die Sandwege des Parkes wurden aufgeharkt, und um den großen Heerd in der Küche herrschte eine lebhafte Thätigkeit. Marianne war frühzeitig in den Garten gegangen, vom herrlichen Frühlingsmorgen gelockt, der unter dem Zwitschern der Sperlinge in ihre Fenster fiel. — — Ihr Herz war wunderbar bewegt von Träumen und Hoffnungen eines schönen Jahres. Die Veilchenbeete dufteten, und sie brach reichlich daraus zu einem Kranze, den sie in einer Schaale mit Wasser auf ihr Spiegeltischchen setzte. Die Gräfin hatte bereits nach ihr geschickt, und sie mußte eilen, ihren Anzug zu vollenden.

Die Familie Dahn auf Dahnstein pflegte bei ihren Besuchen eine Stunde vor Mittag mit einem stattlichen Viergespann einzutreffen. Die Gräfin erwartete sie um diese Zeit im Gesellschaftszimmer mit Mariannen, die ihr aus dem letzten Theile der Memoiren von Georg Sand vorlas.

Die Gräfin, so gern sie sich durch ihren Rang in der Gesellschaft hervorthat, verschmähte doch nicht, in ihrem Putz und Anzuge mit allen Frauen zu wetteifern, die aus was immer für einem Stande sich unter der Herrschaft der Mode für gleichberechtigt halten. Heute saß sie in einem sehr weiten Kleide von brochirtem dunkelgrünem Seidenstoffe mit halblangen Aermeln, einen schwarzen Taffet-Burnus mit Capuchon und Trodbeln über die Lehne des Sessels geworfen.

Marianne war in ihrem schwarzen Atlaß ohne Auspuß und ohne ungewöhnliche Unterkleidung. Die zurückgelegten Manchetten an den Unterärmeln von weißer Gaze entsprachen der Stickerei am kleinen Halskrägelchen. Sie zeigte so ihren Geschmack in Uebereinstimmung mit ihrer untergeordneten Stellung, und es lag wenigstens außer ihrer Absicht, wenn gerade durch solche Einfachheit ihre höchst edle Gestalt reiner hervor trat und ihr etwas blasses Gesicht unter dem leichten dunkelrothen Schmuck ihres reichen, glänzenden Haares an Ausdruck gewann.

Die Herrschaft von Dahnstein kam angefahren. Die wechselseitigen Begrüßungen waren von Seiten der empfangenden Dame mehr ernst und gemessen, von Seiten der angekommenen Gräfin aber sehr lebhaft und zärtlich. Die kleine Adele, an der Hand der Comtesse Eugenie, wäre der Mutter gern an den Hals gesprungen, wurde aber an das Schickliche erinnert und an die neue Gouvernante verwiesen, die jetzt vorgestellt wurde.

Mariannens Erscheinung schien Eindruck zu machen, und die Art, wie sie ihren kleinen Zögling rasch für sich einnahm, gewann ihr die Freundlichkeit und das heimliche Wohlwollen der Mutter.

Unter leichten, abspringenden Fragen und Mittheilungen musterten die Damen ihre Anzüge mit Blicken, ohne so geringfügige Dinge anders als so beiläufig zur Sprache zu bringen. Dennoch schien keine geringe Sorgfalt auf dieselben verwendet. Mutter und Tochter huldigten dem neuesten Geschmacke, der durch bauschige Unterlagen die ausstaffirten Personen ins Unnatürliche erweitert. Dieses war besonders der Fall bei der Mutter, einer heiter aussehenden Blondine in den Jahren, worin die Natur selbst den Frauen eine behagliche Fülle des Körpers verleiht und ihnen viel äußere Zuthaten entbehrlich zu machen scheint. Die Gräfin aber, keine Freundin von diesem Vorzuge ihrer

Jahre, suchte die Wirklichkeit der Natur lieber dem guten Schein der Mode aufzubürden.

Weniger auffallend, weil etwas mager aufgeschossen, stellte sich ihre Tochter dar, ungeachtet der beiden sehr weiten Röcke, über welche ein Kleid von Rosagaze mit weißer Stickerei, rundem, knapp anliegendem Leibchen und weißseidengestickten Nonnen-Aermeln floß. Der etwas magere Arm zog durch allzu reichen Schmuck der Armbänder fast zu viel Aufmerksamkeit auf sich. Sonst war Comtesse Eugenie — wofür sie auch galt — eine Schönheit. Kopf und Gesichtsbildung hätten einem Bildner in Marmor die würdigste Aufgabe geboten, und nicht weniger hätte die kalte Ruhe der Züge auch den Pinsel des Malers für die Auffassung der Aehnlichkeit begünstigt.

Zwischen Gemahlin und Tochter schien es Graf Dahn mit sich selbst auf den Contrast von Selbstvernachlässigung abgesehen zu haben. Er gab damit aber nur seinem ländlichen Hang für Bequemlichkeit nach, in dem Maße, als er ehedem in der Uniform des Garde-Officiers und des Kammerherrn sich durch das Geschniegelte und Gezwängte genug gethan hatte.

Dieser äußere Zwang seiner Vergangenheit war jetzt vollständig überwunden; in seiner Unterhaltung aber schlug zuweilen noch der Geschmack an den Scherzen der Wachtstube vor, wenn auch etwas gemäßigt durch

den leiseren und verblümteren Ton des Vorzimmers; so daß der natürliche Witz des Grafen mit der Miene eines schalkhaften Ernstes zum Vorschein kam. Dies war besonders der Fall, wenn er sich gern in Widerpart mit allem setzte, was von Anderen mit verdientem Enthusiasmus behandelt wurde.

Während der leichten Unterhaltung hatte die kleine Adele sehr schnell so viel Zutrauen zu Mariannen gefaßt, daß sie ihr zuflüsterte: „Kommen Sie liebe Marianne, ich will Ihnen drüben den Kuß geben, den mir Mama nicht abgenommen hat."

Beide verließen das Zimmer, und der Graf, der Mariannen im Auge behalten hatte, rief nach ihrem Abgang aus: „Hören Sie, meine Gnädigste, die neue Demoiselle scheint von guter Familie; wo ist sie her?"

„Ihre Zeugnisse nennen bloß ihren Geburtsort, Graf," antwortete Gräfin Wallberg. „Nach ihrer Familie habe ich noch nicht gefragt; aber ich glaube, daß sie selber sehr brauchbar ist. Sie spricht ein charmantes Französisch, und auch ihr Englisch wird gerühmt."

„Apropos! Da stehen wir ja bei unserem englischen Reisenden! Sie haben keine neueren Briefe von Albert?"

„Ich denke, er ist unterweges," meinte die Gräfin.

„Hast Du gehört, Eugenie, daß bei Hofe viel von ihm gesprochen worden ist?" fragte die Gräfin Dahn,

und der Graf fiel ein: „Ja, seine Aufnahme in den Londoner Kreisen und besonders bei der Königin hat Eindruck bei unseren Herrschaften gemacht. Man fragt, ob er sich wohl zur Diplomatie entschließen werde. Und allerdings so viel Vermögen bei so viel Persönlichkeit und Bildung . . . Meinen Sie nicht?"

„Ich fürchte nur, Graf, es verschlägt gegen unsere Absichten, wenn wir Albert . . ."

Die Gräfin Wallberg unterbrach sich, indem sie mit einem flüchtigen Blick auf Eugenie deren befangenes, aufhorchendes Lächeln bemerkte. — „Liebchen," sagte sie, „geh doch und sieh einmal zu, was die Weikart mit meiner Adele treibt. Du kannst englisch mit ihr anknüpfen und versuchen, wie ihr euer klapperndes Geld gegen einander auswechselt."

Es galt der Gräfin nicht darum, die fortgeschickte Eugenie dem Gegenstande des Gesprächs zu entziehen: sie wollte dieselbe nur nicht in ihr Spiel blicken lassen. Denn es war der Comtesse längst kein Geheimniß mehr, daß man damit umging, sie dem jungen Grafen zu vermählen. Beide hatten frühere Sommer gemeinsam verlebt und eine große Zärtlichkeit für einander gezeigt. So unbefangen, wie dieser Verkehr gewesen, besprachen die Alten jetzt, auch in Eugeniens Gegenwart, eine ernste Verbindung; wobei sie mit guter Zuversicht voraussetzten, die Wechselneigung der Kinder werde nach

der Unterbrechung einiger Jahre zu schöner Liebe erwachsen sein.

Als Eugenie hinaus war, rückten die Drei vertraulicher zusammen. Gräfin Wallberg erinnerte an die etwas schwärmerische Richtung Albert's, die leider von seinem Erzieher so ungeschickter Weise begünstigt worden sei. Sie sprach die Besorgniß aus, wenn man ihn so bald nach seiner Rückkehr in die große Welt und in die verdeckten Geschäfte der Diplomatie hingäbe, würde er sobald nicht zu einer herzlichen Verbindung kommen, oder noch schlimmer in fremde Absichten fallen. — „Ich kenne Albert," sagte sie; „er hat nichts Stürmisches in seinen Neigungen; er wird eher festhalten, als rasch anfassen. Darum dachte ich ihn hier auf einige Zeit einzuheimsen, und wir setzten ihn gelassen in täglichen traulichen Verkehr mit unserer charmanten Eugenie. Wäre er auf seinen Reisen vielleicht resoluter geworden: desto besser, und sein Herz wird sich desto eher entscheiden."

„Er benahm sich früher sehr zärtlich gegen unsere Tochter," bemerkte Gräfin Dahn, „und wir rechnen gerade darauf; vergessen wir aber nicht — Eugenie war allerdings noch ein Kind, und seine Zuthätigkeit war anderer Art, als wir sie jetzt wünschen."

„Gewiß!" stimmte die Wallberg bei; „aber eine Entwicklung ist die andere werth, und Albert wird über-

rascht sein, wie prächtig das kleine Mädchen sich gemacht hat. Ich habe mir so den Gang beider Herzen ausgedacht: Eugenie, denke ich, bringt ihm ihr Bischen Englisch entgegen, und mit dieser Sprache, für die er immer schwärmte, kann er sich dann gleich anhäkeln. Man glaubt nicht, was man oft durch eine fremde Sprache so vertraut wird!"

„O, ich weiß, lachte der Graf, was mein Freund Wallberg einst mit seinem süßen Französisch ausrichten konnte!"

„O, ich hörte auch sein schlesisches Deutsch gern!" lächelte die Gräfin und fuhr dann fort: „Ich rechne auch darauf, daß Eugenie noch Anfängerin im Englischen ist, so daß Albert, der frisch aus London kommt, an ihrer Aussprache viel zu verbessern finden wird. Sehen Sie, das ist eben, was dann Beide innerlich aufregt und äußerlich annähert. Albert tadelt, Eugenie erröthet; das **th** soll im Englischen schwer auszusprechen sein; beide spitzen den Mund gegen einander!, Albert vorbildend, Eugenie nachmachend — und Beide lachen zusammen. Gestehen Sie mir, Graf, daß ihr Männer gar zu gern belehrt! Und daher mag's auch kommen, daß zwischen Lehrer und Schülerin nur allzu oft eine Liebesgeschichte entsteht."

„Ich bewundere Ihre Menschenkenntniß, meine Gnädigste," lachte der Graf. „Aber freilich, — je mehr

ein Mann auch von seiner Weisheit ausgiebt, desto mehr Raum gewinnt er für die Thorheiten des Herzens."

„Sie dürfen es schon so nennen, mein Freund," erwiederte Frau von Wallberg: „Sie gehören ja mit in das Compagnie-Geschäft, das bei unserm Albert auf die Thorheit des Herzens speculirt."

„Ganz recht!" lachte der Graf. „Aber — beiläufig zu bemerken — Sie rechnen auf eine Schwäche der Männer und vergessen darüber eine Schwäche der Frauen. Wenn wir denn einmal für so belehrungssüchtig gelten sollen — warum wollen die Damen gerade im Hauptcapitel ihres Lebens, in der Liebe, die Vorstudien mißbilligen, die wir machen müssen, um gute Lehrmeister in der Ehe zu werden?"

Ein schalkhafter Blick, den er bei dieser leichtfertigen Bemerkung auf seine Gemahlin warf, regte diese zu der lebhaften Entgegnung auf: „Hab' ich mich je um Deine Vorstudien bekümmert, Bodo?"

„Nie, liebe Beatrix, niemals! Wir kamen beide wohl unterrichtet zusammen, und fragten nicht woher wir's haben. So ist es, und nun wollen wir's aber auch mit Dank erkennen, Liebste, daß unsere beste Freundin da die Summe unserer Liebesweisheit, die sich in unserer Eugenie darstellt, so wünschenswerth anzulegen bemüht ist. Aber wissen Sie auch, meine Gnädige, daß es gerade in Ihrem Interesse gemeint war,

als ich Albert in die Diplomatie wünschte? Sie blieben dann Herrin auf seinen Besitzungen, besonders hier auf diesem allerliebsten Landsitze, den Sie ungern verlassen würden, und der eigentlich doch für zwei Familien, für einen doppelten Haushalt, nicht angelegt ist."

„Ei nun, unsere freundschaftlichen Absichten vertragen sich vielleicht," lächelte die Wallberg. „Ich sorge als gute Stiefmutter für Albert's häusliches Glück, und Sie — machen ihn dann zum Diplomaten und schicken ihn in die Welt!"

„Glücklich im Haus, um ihn daraus zu vertreiben?" dachte bei sich der Graf, und rief mit spöttischem Lächeln: „Das ist ja charmant!"

Eben hörte man aus einiger Ferne ein Posthorn, und zugleich kamen die Comtesse Eugenie, Marianne und die kleine Adele zurück und meldeten, daß ein vierspänniger Reisewagen die Höhe herabkomme.

„Erwartest Du Besuch, Eugenie?" fragte Gräfin Dahn.

„Erwarten, nein!" erwiederte die Dame des Hauses. „Und doch kann es nur mir gelten, denn die Landstraße geht nicht weiter."

Man trat auf die Altane hinaus, wo man die am See heranziehende Straße übersehen konnte. Der ankommende Wagen wandte schon zur Einfahrt. Ein

junger Mann blickte aus dem Schlage und die Gräfin Wallberg, die ihn zuerst erkannte, rief: „Albert! Er ist es! Welche Ueberraschung!“

Man eilte ihm entgegen. Nur die Comtesse und Marianne blieben im Zimmer zurück.

Fünftes Kapitel.

Ein Veilchenzauber.

Albert, der es darauf angelegt hatte, die Seinigen angenehm zu überraschen, war beim ersten Aufblick aus dem Wagen widerwärtig betroffen. Es schien ihm eine große Gesellschaft versammelt, ihn zu empfangen, und er begriff nicht, woher man von seiner Ankunft wisse. Er stieg zögernd und nicht ohne Verdruß aus, faßte sich aber, als ihm zuerst Graf Dahn entgegen kam und Adele ihm jubelnd in die Arme sprang.

Oben empfingen ihn beide Gräfinnen. — Wie angenehm überraschest Du uns, Albert!" sagte die Mutter, indem sie ihn umarmte.

Die Gräfin Dahn freute sich, gerade heut zu Besuch gekommen zu sein. „Ei ja doch! Das hat eine Ahnung, eine Eingebung gethan!" lachte ihr Gemahl. „Wer von uns hat sie denn gehabt?"

„Du nicht, Bodo,“ antwortete sie; „Eingebungen, weißt Du, sind Deine Liebhabereien nicht. Unsere Eugenie hat den ersten Gedanken gehabt!“

„Seht doch, das liebe Kind!“

Mit schalkhaftem Lächeln öffnete bei diesem Ausrufe Graf Dahn das Zimmer. Albert eilte Eugenien entgegen; sie bot ihm die Hand, und er rief mit Verwunderung: „Mein Gott, Comtesse — ich hätte Sie anderswo nicht wieder erkannt!“

„Nicht wahr, die Jugendfreundin ist Dir aus dem Du herausgewachsen?“ erinnerte Gräfin Wallberg mit leisem Winke.

„Ja, Mama, über alle Vertraulichkeit hinaus und in den weitesten Umfang von Respect hinein!“ antwortete Albert, wobei er den Blick an den weiten Gewändern Eugeniens hinabgleiten ließ.

„Aha, seht Ihr, Der ist auch nicht für Eure Mode!“ lachte Graf Dahn. „Umfang! habt Ihr's gehört? Ja wohl lieber Albert! Unsere Damen sehen aus wie wandelnde Glocken! Nicht wahr? Aber Sie kommen von Reisen und müssen wissen, das hängt mit unserer deutschen Christlichkeit zusammen. Man kann mit allem Recht von Ausbreitung des Crinolinenthums reden. Und glauben Sie nicht auch, daß die Crinoline eine innere Mission hat?“

Albert, der die leichtfertige Scherzhaftigkeit des

Grafen kannte, lächelte mit abwehrender Hand, und erblickte jetzt Mariannen. Er verneigte sich grüßend und wandte den heiteren, fragenden Blick nach der Mutter. Diese sagte leicht hin!

„Marianne Weikart, Adelens neue Gouvernante, seit vorgestern angekommen."

Jetzt sprang Adele zu ihr und hüpfte an ihr empor. — Albert trat nochmals grüßend, hinzu. — „Lassen Sie es sich bei uns gefallen, Fräulein," sagte er, und halten Sie den kleinen Wildfang da recht kurz. Die kleine Unruhe springt wie ein Eichhörnchen den Leuten gleich an den Hals."

Er streichelte dabei Adelen, die sich zärtlich an ihn anschmiegte, indem sie sagte: „Nur denen, Albert, die ich lieb habe, und wenn ich einmal größer bin, brauch ich nicht mehr zu springen."

„Ja, es ist eine liebreiche Natur, Herr Graf, sagte Marianne. Ein Vögelchen, das in seiner ersten Frühlingsluft gern von Zweig zu Zweig hüpft. Und die lieben Angehörigen sind ja die Hauptäste an seinem Lebensbaum."

Das eigenthümliche Lächeln, womit die Mutter nach ihrer Freundin Dahn blickte, verrieth ihr Befremden über solche Sprache der Gouvernante. — „Ich habe unten im kleinen Saal decken lassen, sagte sie dann zu Albert. Ich denke, es wird nicht zu kühl sein.

Aber Du, Eugenie, nimm Deinen Burnuß mit hinab!"

Albert bat um Erlaub, sich vorher ein wenig umzukleiden und eilte durch die nächsten Zimmer.

„Wie blühend er aussieht!"

„Er ist auch etwas stärker geworder, männlicher!"

„Und wie stolz und doch anmuthig er sich bewegt!"

Diese Ausrufungen wurden hinter dem Fortgeeilten laut. — —

Dieser selbst schritt mit der Aufregung eines angenehmen Eindrucks, dessen er unbewußt war, seiner ehemaligen Wohnung zu. Wie stand er aber betroffen da, als er die trauten Zimmer bewohnt fand! Erst blieb er noch in der Thür stehen, dann zog es ihn doch hinein. Marianne, die ihren Anzug beeilen mußte. hatte eine kleine Unordnung mit Sachen hinterlassen, die sonst einem unverheiratheten Manne nicht zu Gesichte kommen. Auch mochte die erste, mysteriöse Anwandlung, die mit dem Veilchengeruche des Gemaches den Eingetretenen überkam, der Empfindung eines Bräutigams gleichen, der, seine Verlobte suchend, unerwartete ihr Ankleidezimmer betritt. Eine Aengstlichkeit, aber eine solche, die eher fesselt als abschreckt, regte sich, und im Augenblicke fiel ihm ein, daß wohl die neue Gouvernante hier eingewiesen sei. Rasch wandte er sich nach der offenen Thür. Aber da stieg

in ihm die Erinnerung an die hier verlebten Tage auf und fesselte seinen Schritt. Mit wunderbarem Behagen überblickte er noch einmal den heimlichen Raum. Wehmüthige Träume zogen herauf: die innigsten Stunden, alle die sehnsüchtigen Empfindungen seiner Vergangenheit schienen wieder wie duftende Veilchen aufzublühen. Er verlor sich eine Minute lang in jene glückliche Zeit, die jetzt hinter seinen Reise-Erlebnissen wie ein verlornes Paradies lag. So überhörte er sanft herankommende Schritte. Es war Marianne, und sie fuhr erschrocken und entrüstet zurück, als sie den Besuch erblickte. — — O, Herr Graf! rief sie im Tone der Kränkung und des Vorwurfs zugleich.

Graf Albert empfand Beides, und es lag nicht in seiner Denkungsart, sich im Bewußtsein seines Standes und mit der Gewandtheit seiner Weltbildung darüber hinaus zu setzen. Indem er schnell das Zimmer verließ, entschuldigte er sich mit der Befangenheit eines edeln Herzens. — „Ich suchte meine ehemalige Wohnung auf," sagte er. „Man hat mir nichts von der neuen Anordnung gesagt. Und als ich da so befremdet umherblickte, empfingen mich liebe Erinnerungen mit der süßen Würze Ihrer frischen Veilchen. Vergeben sie mir Fräulein — ich habe ihren Zunamen vergessen — Fräulein Marianne! Wenn Sie wüßten, welche heimlich frohe Stunden ich hier verlebt, welche Bilder

meiner Zukunft ich hier verträumt habe —! Um dieses Andenkens willen vergeben Sie einem eben Heimgekehrten, — nicht wahr?“

Er reichte seine Hand hin, und sie, ängstlich und verwirrt, legte die ihrige zur Hälfte hinein, indem sie den lächelnden Blick nickend zu ihm aufschlug. Er hob die kleine, zarte Hand seinen Lippen entgegen mit den innigen Worten: „Mögen Sie in diesen Zimmern sich recht lange so glücklich finden, als ich es war! Auf Wiedersehen bei Tische!“

Er verneigte sich mit freundlichem Ernst und eilte zurück. — —

Marianne, aufs tiefste bewegt, stürzte in das Zimmer, das sie hinter sich verschloß. Eine Weile stand sie wie sich besinnend, bis sie, umher blickend, ihre zerstreuten Sachen erkannte. — „Und das alles hat er gesehen?“ flüsterte sie und schauerte zusammen. Sie wankte nach dem Sopha, barg ihr Gesicht in die Kissen und brach in helles Weinen aus! — Aber von ihrer eigenen Stimme betroffen, nahm sie sich zusammen, stand auf, und unter dem Wegstreichen der Thränen glitt ein erröthendes Lächeln über ihr Gesicht. „Mag er doch!“ lachte sie leicht hin. „O, er ist ein edler Mensch! Und ich soll hier so glücklich werden, wie er es war? Ach ja! ich will hier zwischen seine Erinnerungen — auf den Goldgrund seiner Träume, die dun-

keln Bilder meiner Zukunft dämmern. — — Wie lieb er spricht! — Und mich hat er hier so unordentlich gefunden, was soll er von mir denken? Und hat — — Das gesehen, und Das und —."

Sie raffte mit verschämtem Kichern ein Stück um das andere ihrer Unterkleider auf, rollte es zusammen und versteckte es mit kindlicher Anmuth in die Sopha-Ecke, als ob er es eben erst sehen könnte. Dann preßte sie beide Hände vor die Augen und rief leise: „Fräulein — ich habe den Zunamen vergessen — Fräulein Marianne, schäme dich!"

Plötzlich aber breitete sie die Arme aus einander, indem sie lauter sprach: „Er wird es vergessen! Er ist so edel!"

Und dann mit gebieterischer Heftigkeit: „Er muß es vergessen! Ich will nichts Geheimes mit dem Grafen haben!"

Sie erschrak bei diesen Worten, und die Augen niederschlagend flüsterte sie: „Aber, Marianne, — jetzt schäme dich erst in dein thöricht Herz hinein!"

Unruhig und suchend ging sie umher: „Was wollt ich denn doch? Wozu kam ich denn nur? — — Ja so, meinen Shawl zu Tische holen! — — Shawl, wo bist du? — — Ha! das klingt ja wie: Adam, wo bist du? O, komm nur hervor! Du hast ja noch nicht gesündigt, und deine Eva wirft auch den ver-

führerischen Apfel ihrer Gedanken von sich. — Da bist du ja! Komm und hülle siebenfach diesen Uebermuth meiner Brust ein, dieses Herz, das so heftig schlägt, wie das Herz einer Närrin!"

Sie warf den Shawl um und trat vor den Spiegel, ihr Haar und ihre Gedanken zu ordnen. Dann ging sie, hoch gestreckt, mit dem ganzen Stolz einer siegreichen Mädchenseele nach dem Gesellschaftszimmer zurück.

Sechstes Kapitel.

Vieles knüpft sich an.

Die Dämmerung rückte schon heran, als die Familie Dahn zur Heimfahrt aufbrach.

„Mein Gott,“ rief die Gräfin, während Albert ihr den Cashemir-Shawl gegen die Abendkühle umlegte, „wo ist nur der schöne Nachmittag hingekommen!“

„Ei, meine Liebe,“ entgegnete der Gemahl, „man glaubt gar nicht, wie sich die Zeit hinweg stiehlt, die man ohne Absichten, ohne Berechnung hinbringt.“

Er stichelte damit auf die Beflissenheit, womit sie sich um Albert bemüht hatte. Sie besaß nämlich von Hofe her eine große Feinheit, Menschen, auf die sie es absah, mit Artigkeiten zu behandeln, die nicht dafür gelten wollten und keine Erwiederung oder nur Anerkennung verlangten. Der Graf aber, der sie dafür kannte, ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gehen,

ohne ihre Finessen zu durchkreuzen, so oft sie ihm, wie heute wieder, in seiner spaßhaften Laune schnöde begegnet war.

Man hatte die Abreisenden aus dem untern kleinen Saal an den Wagen begleitet, und als dieser davon rollte, führte Graf Albert die Mutter ins Gesellschaftszimmer zurück, wo er sich in vertraulichem Gespräche zu ihr setzte. Ueber einige Familienangelegenheiten leicht hinausgehend, hätte sie gar gern gehört, welchen Eindruck Eugenie auf ihn gemacht habe. Er sprach sich aber nur über ihre schöne äußere Entwicklung aus, und schien von dem Benehmen beider Eltern wenig erbaut.

„Allerdings kann der Graf in seiner Art zu scherzen, manchmal recht unleidlich sein," erwiderte sie, „wiewohl ich die Ungeduld meiner Freundin darüber auch nicht billigen will. Und heut zumal haben sich Beide erdenklich bemüht, Dich mit solcher Liebenswürdigkeit zu empfangen. Aber Eugenie ist ein vortreffliches Mädchen. Ich wünsche nur, meine Pathe recht bald dem väterlichen Hause entziehen zu können. Ihre Talente, ihr einnehmendes Wesen sind berufen und wären ein rechter Gewinn für die große Welt, freilich an der Seite eines gleich ausgezeichneten Mannes, den sie lieben und achten müßte."

Albert schwieg, und die Gräfin hielt es heut für genug der Winke.

„Du wirst recht müde sein, Albert," sagte sie. „Ruhe Dich ein wenig aus, ich selbst bedarf ein Viertelstündchen Erholung."

Sie verließ ihn und zog sich auf ihre Zimmer zurück.

Albert, wenn auch gerade nicht von seiner frühen Fahrt körperlich ermüdet, fand sich doch in seiner Stimmung gedrückt. Sehr widersprechende Empfindungen, von denen keine ausbeben konnte, und eine die andere durchkreuzte, tönten in seinem beweglichen Innern durch einander.

Auf einem Langsessel ausgestreckt, suchte er durch Nachdenken und Rückerinnerung seiner Stimmung bewußt und Herr zu werden. Schon daß er wider Erwarten Gesellschaft angetroffen, hatte ihn gleich gegen alles eingenommen, was sich an seinen Empfang knüpfte, und hinterließ, auch als er nachher erfuhr, daß der Besuch keineswegs seinem Empfang gegolten, eine kleine Abspannung. Von Eugenien schien er wenig befriedigt, und wenn er vergangener Tage gedachte, wandelte ihn eine Leidmüthigkeit an. Ihre Lebhaftigkeit über Tisch, diese übereilten Gedanken, einseitigen Urtheile, leichten Ansichten, vorgefaßten Meinungen, mit Selbstzufriedenheit vorgebracht und von den Eltern mit Zustimmung aufgenommen, hatten ihn eher verletzt, als erfreut, und

ließen ihn wenig befriedigende Entwickelung hoffen. So kam es ihm vor, als ob ihr früheres liebes Wesen als Kind sich bloß in äußere Schönheit entfaltet und darin erschöpft hätte. Und hinter all' diesem wurden ihm nun so manche Andeutungen in den Briefen seiner Mutter hinsichtlich seiner künftigen Häuslichkeit durch das entgegenkommende Benehmen der Gräfin Dahn in Erinnerung gebracht, und bedrohten ihn mit ängstlichen Verhandlungen.

Welche ganz andere Seele hatte sich ihm unerwartet in der durchaus einfach edeln Erscheinung der Gouvernante und in den wenigen Aeußerungen zu erkennen gegeben, die sie aus Bescheidenheit ihrer Stellung über Tische sich erlaubt hatte! In so manchem, was er als Beobachtung und Lebensansicht ausgesprochen, schien sie allein ihn verstanden zu haben. Und wo die Andern den Enthusiasmus belächelt hatten, mit dem er manches Erlebniß erzählte und manches Vorhaben auszuführen hoffte, war ihm nur in Mariannens Blicken ein Mitempfinden, ein leuchtendes Erwarten begegnet, und ihr Erröthen hatte ihm etwas von der Sympathie verrathen, die sie mit seiner unbefriedigten Lage zu empfinden schien.

Aber wo war sie denn eben? Sie wird sich auf ihr Zimmer zurückgezogen haben, dachte er, und plötzlich trat ihm sein Begegniß mit ihr von diesem Morgen

vor die Seele. Fast lebhafter oder bewußter, als er es in jenen Augenblicken wahrgenommen, erblickte er in der Erinnerung Alles, was Marianne auf Tisch und Stühlen liegen gelassen, und es ward ihm jetzt erst recht klar, was sie durch sein Eindringen so verletzend empfunden hatte. Er faßte eine hohe Meinung von ihrem Zartgefühl, und nahm sich vor, sie durch Aufmerksamkeit zu ehren.

Eben kehrte Marianne mit der kleinen Adele zurück. Sie hatten, um sich von dem langen, schwülen Mittagstische an der Abendluft zu erquicken, einen Lauf durch den Park gemacht. Albert erhob sich aus seiner liegenden Bequemlichkeit, und das Schwesterchen hüpfte ihm in die Arme.

„Aber, Comtesse wir stören. Kommen sie!“ sagte Marianne französisch, und Albert erwiderte freundlich:

„O lassen sie nur — das Vögelchen! Nicht wahr, Du willst Dich wieder auf einen Zweig setzen? So komm nur!“

Er nahm die Kleine auf seine Kniee, und sie schmiegte sich müde an seine Seite.

„Nehmen Sie nur auch Platz, Fräulein!“ sagte er. „Wir bedürfen Alle einigen Ausruhens.“

„Zumal Sie, Herr Graf, von Ihrer Reise. Darum wird es Ihnen wohl thun, ich nehme die kleine Unruhe von Ihnen fort.“

„O sehen Sie doch, wie ruhig sich das Bachstelzchen hält! Ich glaube, es schlummert ein. Wenn Sie mir aber doch wohl thun wollen —. Haben Sie dort am offnen Flügel gespielt?“

„Ah, Herr Graf, — Sie lieben Musik! Wenn es Ihnen wohl thut, unter Musik auszuruhen – ?“

„Aber, — ich bin sehr unbescheiden, liebe Marianne!“

„Ach nein! Sie müssen nur Nachsicht haben!“

Es war Mariannen selbst erwünscht, sich aus ihrer Befangenheit hinter den Flügel zu retten.

Sie suchte unter den Musikalien, die reichlich auf einem Mahagonigestell lagen, ein Potpouri hervor, in welchem die schönsten Melodien aus bekannten Opern so geistreich und sinnig an einander gewebt waren, daß darin gleichsam die Geschichte eines liebenden Herzens mit all seinem Bangen und Hoffen, Zweifeln und Kämpfen, Jubeln und Verzagen, eine ausdrucksvolle Sprache fand. Marianne liebte diese Composition, weil ihr die einzelnen Melodien lieb waren; diesmal aber spielte sie das Ganze mit höchst eigenthümlichem Ausdruck, indem sie da und dort ihre eigene Empfindung hineinlegte, dann aber auch wieder aus Aengstlichkeit sich zu verrathen, zu sehr eilte.

Als sie geendigt hatte, sagte Albert, mit Hinweis auf die eingeschlummerte Kleine, etwas leiser:

„Sie haben mich recht angenehm überrascht, Fräulein Marianne. Die Melodieen sind mir alle bekannt, und doch in dieser Aufeinanderfolge ist es mir eine ganz neue Dichtung. Und recht schön, meiner augenblicklichen Stimmung sehr zusagend, besonders in Ihrem zarten, ausdruckvollen Vortrage. Haben Sie herzlichen Dank! Ich freue mich darauf, zuweilen so ein echtes, inniges Lied zu hören. Was haben wir doch für unendlich viele innige und seelenvolle Lieder im lieben Deutschland! Jeder Gau, jedes Waldeckchen unseres schönen Vaterlandes ertönt von besonderen Worten und Weisen des Herzens. Das fühlt man recht, wenn man aus dem unmusikalischen England kommt. Aber — nun rechne ich gleich auf Sie, Fräulein Marianne! Ich liebe die Musik, ich lebe gern in Musik. Früher hat es mir immer schwer gehalten, ein ordentliches Quartett zusammen zu bringen. Ich selbst kratze nämlich ein wenig auf der Geige; mein ehemaliger Erzieher Heimberger aber spielt das Cello ganz vortrefflich und unser Schulmeister im Ort handhabt ganz leidlich die Bratsche. Ich habe schöne Sachen für Clavier und Violin und Cello. Ach, wir wollen's uns prächtig machen. Ich denke, Sie verstehen mich in all dergleichen. Wir wollen das ewige Boston und L'hombre und Alles aus unsern Gesellschaften hinausgeigen! Nicht wahr?"

Er schwieg. Doch ehe Marianne, bewegt wie sie war, etwas erwidern konnte, kehrte die Gräfin von ihrem Ruhestündchen zurück, und Adele erwachte vom Aufstehen des Bruders. — —

Die nächsten Tage verliefen ziemlich stille. Der junge Graf richtete sich nach seinem Geschmack und, wie es schien, für einen längern Aufenthalt ein.

Die Gräfin hatte die schöne Zimmerreihe nach dem See, die sie bei Lebzeiten ihres Gemahls inne gehabt, freiwillig geräumt und dem Stiefsohn überlassen, der nun den Besitz antrat und sich nach ihrem stillen Wunsche verheirathen sollte. Aber das Ueberladene, allzu Prunkhafte der Gemächer war nicht nach Alberts Geschmack. Er nahm zwar die Räume an, wußte aber, unter dem Schein artiger Aufmerksamkeit, einen Austausch mancher Möbel und Verzierungen einzuleiten, die nach dem Wohlgefallen der Gräfin angeschafft waren. So gewann er zu seinem Behagen die Zufriedenheit der Stiefmutter, die sich so respektirt fand.

Mit dieser Zufriedenheit bemerkte sie auch die Anstalten, die auf ein längeres Verweilen Alberts hindeuteten. Sie brauchte nun nichts zu übereilen, und konnte mit desto mehr Zuversicht des Erfolges Albert und die Comtesse in ihrer beiderseitigen Annäherung gewähren lassen, indem sie sich das Beste von ihrem ländlichen Verkehr und von der Stimmung des Frühlings

versprach, der sich ja, wie sie meinte, nicht bloß in Knospen und Blüthen, sondern auch in jungen Herzen rege und treibe. Beide schienen ihr, wie für einander geschaffen: Beide im richtigen Verhältniß des Alters, durch körperliche Vorzüge einander anziehend, durch adlige Sitten einnehmend, und durch die Vortheile des Standes und eines bedeutenden Vermögens, das Albert besaß, nach allen Seiten frei, gehoben, getragen für die glänzendste Zukunft. Daß eine solche, wie durch höheres Geschick bestimmte Verbindung nicht zu Stande kommen sollte, war ihr gar nicht denkbar, zumal jede weitere Besorgniß gehoben schien. Ueber Tafel mit fesselnden Reisebekanntschaften geneckt, hatte nämlich Albert mit seiner edeln Unbefangenheit erklärt, daß er viele liebenswürdige Damen, aber unter allen keine ihm wünschenswerthe kennen gelernt habe. So weit sich die Gräfin in der adligen Nachbarschaft umsah, ließ sich auch kein Fräulein finden, das mit Eugenien hätte wetteifern können. Eine unadlige Verbindung aber kam ihr bei Albert gar nicht in den Sinn. Und brachte sie vollends ihr eigenes Interesse, worüber sie mit Eugeniens Eltern im Reinen war, bei der gewünschten Heirath in Anschlag, so durfte dieselbe gar nicht unterbleiben.

Diese erwartungsfrohe Zufriedenheit kam vor allen auch Mariannen zu gut. Allerdings fand die Gräfin

ihre Ansprüche auch von dieser Seite auf das Schönste befriedigt, ja übertroffen. Denn so gewinnend Marianne durch ihre Erscheinung für sich selbst war, so tüchtig erwies sie sich sehr bald als Erzieherin, — gebildet, um zu bilden, wie die Gräfin meinte. Adele hing vom ersten Tage an mit kindlicher Schwärmerei an ihr, und betrug sich, von Mariannens Blicken und Winken beherrscht, so manierlich, wie es die Mutter nur wünschen konnte.

Diese, eingehend, wie sie sich jetzt getrieben fühlte, wohnte mancher Unterrichtsstunde bei, und erstaunte über Mariannens Gabe, dem Kinde alles faßlich zu machen. Adele las offenbar das Französische schon viel besser und behielt die feineren Wendungen der Sprache im Gedächtniß.

Hätte die Gräfin ahnen können, welche Empfindung, welche Bewegung des Herzens die Gouvernante so befähigte! Es war, als ob die Selbstbeherrschung, womit Marianne sich über dem neuen, hohen Gefühl ihrer Seele zusammennahm, ihr auch eine neue Gewalt über andere verliehen hätte. Uebrigens war auch Adele ein gutartiges und nicht unbegabtes Kind, das bisher unter falscher Behandlung, besonders auch der Mutter, eine fehlerhafte Richtung genommen hatte.

Die liebevolle Beschäftigung Mariannens mit dem Kinde half ihr indeß doch nicht über die freudig-ängst

lichen Gedanken ihres Herzens hinaus. Die innigen Vorsätze, hinsichtlich ihres Benehmens gegen den Grafen, jeden Morgen in ihrem Frühgebet erneuert, konnten nur die Empfindungen wach erhalten, die Marianne eben zu überwachen suchte. Das Gefühl selbst zu überwinden, in welchem sie ein so wehmüthig stolzes Glück empfand, fiel ihr nicht ein; sie unterhielt den Kampf, weil ihr der Feind so lieb war, und zu keiner Stunde kehrte sie von irgend einem Geschäft in ihre stille Wohnung zurück, ohne daß sie jenes Begegnisses mit dem Grafen gedacht hätte. Seine edle Gestalt stand vor ihr, die seelenvollen Augen sahen auf sie herab, und in ihrem Herzen klangen die lieben Worte wieder: „Mögen Sie in diesen Zimmern recht lange so glücklich sein, wie ich es war!“ — —

Graf Albert selbst beschäftigte sich indeß mit seiner Einrichtung und mit Entwürfen für seine Zukunft. Diese Absichten und die Vorsätze Mariannens gingen weit genug auseinander. Wer hätte ahnen mögen, daß sie sich begegnen könnten?

Am ersten Morgen nach Alberts Ankunft ließ der Metropolitan sich zur Aufwartung melden. Einem Manne, wie Delius, lag Alles daran, bei dem jungen Grafen, dem nunmehrigen Herrn der Besitzung, gut angeschrieben zu stehen. Beide kannten einander noch

nicht. Delius war erst seit anderthalb Jahren, während Albert reiste, an die Pfarrei gekommen.

Albert hatte den frühen Besuch nicht erwartet. Aus den Briefen seiner Mutter schwebte ihm eine bedenklichere Meinung von dem Pfarrer und dessen Richtung vor, als solche beabsichtigt war. Er nahm ihn daher nicht an, sondern ließ sich als unangekleidet mit der Artigkeit entschuldigen, er würde dem Herrn Metropolitan noch heute den Gegenbesuch machen.

Es galt Alberten darum, sich beim ersten Begegnen mit einem Geistlichen von Einfluß bei seiner Mutter und der Gemeinde ins rechte Verhältniß zu setzen, wozu er von seinem ehemaligen Lehrer, Pfarrer Heimberger, ein unparteiliches Urtheil über ihn erwarten durfte. Sein erster Ausgang war nach jenem freundlichen Gartenhause, wohin vorgestern Marianne um dieselbe Zeit sich verirrt hatte.

Heimberger sah Alberten über das Brückchen herüberkommen. Wie gern hätte er ihm aus der Gartenthür die Hand entgegen gereicht: da jedoch verschiedene Nachbarinnen um den Brunnen standen, zog er sich ins Haus zurück, um es Niemanden wahrnehmen zu lassen, wie vertraulich ihn der junge Herr umarmen würde.

„Ich war schon unterwegs zu Ihnen, Herr Graf" — bemerkte nach den ersten freundlichen Begrüßungen der Pfarrer. —

„Haben Sie meinen Vornamen vergessen, lieber Heimberger?“ fiel ihm Albert ins Wort.

„Doch nicht!“ lächelte Jener. „Das Alphabet meines dankbaren Herzens fängt mit — Albert an. War unterwegs zu Ihnen, lieber Albert, sage ich; ich begleitete meine Frau, die unsere kranke Gevatterin besucht; aber der Metropolitan Delius hatte zwanzig Schritte voraus, und so kehrte ich zurück. Es sieht heutzutag viel weniger bedenklich aus, wenn zwei Aerzte, als wenn zweierlei Pfaffen zu einem kommen!“

„Ich hab' ihn auch nicht angenommen,“ lächelte der Graf. „Ich wollte erst von Ihnen hören. — Den Briefen meiner Mutter nach ist er ein wahrer Ausbund von Christenthum. Nun sagen Sie mir vor Allem, — auf welchem Packet ist er denn ein solcher Musterknopf?“

„Bei den Geistlichen unserer fromm wirksamen Partei,“ lächelte Heimberger, „kann man nur auf die Knopfmacherarbeit des bei ihr giltigen Bekenntnisses sehen. Ob dies Bekenntniß auch im Packet steckt, oder nur auf demselben, bleibt dahin gestellt.“

„Also gehört Delius zu dieser Partei? Ich dachte mir's wohl.“

„Ob er zu ihr gehört, weiß ich abermals nicht gewiß, aber er bekennt sich zu ihr, und ist darauf hin an diese Pfarrei gesetzt. Sie wissen ja, es liegen

hier umher verschiedene Adelsitze, und zwischen denselben handirt ein bodenloses Völkchen, — ich meine, das keinen Grund und Boden besitzt, und daher gefährlich aussieht. Und diesen Abgrund wollen nun unsere Frommen mit Christenthum ausgleichen, statt mit Eigenthum."

„Sehen Sie, mein lieber Heimberger, da bringen Sie mich nun gleich auf meinen Grund und Boden," erklärte lebhaft der Graf. „Ich trage mich nämlich damit, einen Theil meines Grundbesitzes von Gottes Gnaden zur Verbesserung der Lage des bodenlosen Völkchens zu verwenden. Ich habe ja von Ihnen gelernt, daß moralische Besserung erst in bürgerlicher Verbesserung recht Wurzel faßt. Meine Besitzung hat ausgedehnte Triften und Hutgerechtsame für eine zahlreiche Herde. Ich werde meine Schafe, wie jetzt die großen Herren ihre Soldaten, reduciren, und ein Theil meiner Triften wird Korn und Kartoffeln für nahrhafte Bauernhütten tragen. Wo jetzt junge Lämmer hüpfen, sollen pausbäckige Bauernkinder gedeihen. Sodann kommen aus unsern Bergwäldern lebhafte und unversiegbare Bäche herab: hier läßt sich mancherlei Manufacturbetrieb anlegen, der mit Wasserkraft billiger als mit Dampf arbeitet. Ich schwärme zwar nicht für das Leben einer Fabrikenbevölkerung, mein Freund, ich habe dies menschenunwürdige Dasein nahe genung und

oft mit tiefer Betrübniß angesehen, — diese Tausende, die an Leib und Seele verkommen, um Das hervorzubringen, woran sich dann, wie zur Wiedervergeltung, ihre reicheren Brüder und Schwestern durch Putz und Tand abarbeiten. Der rohe Stoff, der Abgott der Gemeinheit, wird hundertfältig verfeinert, meist nur, um in glänzenden Theophanien auch edle Seelen, hohe Geister zu seiner Abgötterei zu verlocken und herabzuziehen. Ich weiß Das, aber ich weiß auch, daß der Stoff, auf rechte Weise verarbeitet und veredelt, unser Dasein verschönern und den menschlichen Geist befreien kann, um höhere Gedanken zu fassen. Meine Absicht geht nicht weiter, als daß hier ein Theil von Dem fabricirt werde, was unsere Bauern brauchen; wogegen jene Arbeiter Das verzehren helfen, was der Bauer erntet. So bildet sich durch Austausch ein Wohlstand, der dann ein besserer Boden für christliches Leben wird, als es der jetzige Zustand der Bevölkerung um uns her ist. Und so hoffe ich von meinem Schloß aus wirksamer zu predigen, als es dermal, wie ich höre, von den Kanzeln geschieht.

Mit freundlichem Nicken die Hände reibend, sagte nach einem Weilchen der bedenkliche Pfarrer:

„Recht schön, recht lieb! Aber rechnen Sie denn auch dabei auf Ihre Standesgenossen und auf den nächsten, — den Grafen Dahn?“

„Auf diesen vielleicht am wenigsten," antwortete Albert. Ich bin aber generös und lasse ihn dabei gewinnen. Ich gebe ihm Gelegenheit zu einigen guten Wachtstubenwitzen und feinen Antichambre-Bemerkungen. Sehen Sie, so vielseitig sind die Vortheile meines Vorhabens!"

„Desto mehr wird die Comtesse für den volksfreundlichen jungen Grafen schwärmen?" warf mit schalkhaft forschendem Blicke Heimberger hin.

Anmuthig in den Sessel zurückgelehnt, versetzte Albert mit sinnendem Lächeln:

„Das heißt — seinem Beichtkind auf den Zahn gefühlt? Schwärmen! Du lieber Himmel, unsere jungen Damen können ja nicht mehr schwärmen! Oder — meinen Sie denn, diese weiten Gewänder, diese durchrippten Unterkleider wären zum Fliegen gemacht? Vielleicht, weil man die Falbeln — Volants nennt? Ach nein, zum Schwärmen haben unsere Frauen zu viel mit dem Stoffwechsel um sich her zu schaffen; sie stecken zu tief in einem Pantheon des Stoffes. Fischbein, lieber Freund, Fischbein! — Doch Ihre Frage meint eigentlich auch was Anderes, und — ich glaube, Sie haben richtig bemerkt. O, man — geht ja auch mit der Absicht zu meiner Verheirathung deutlich, verständlich genug heraus, selbst für den Fernstehenden. Man beschränkt sich ja nicht auf heimliche Wünsche,

auf ein zulächelndes Abwarten, — und nöthigt mich dadurch zu einem unverhohlneren Benehmen. Es hat mir eine unruhige Nacht gemacht, aber — ich bin klarer, einiger mit mir selbst geworden. Ich erwartete bei meiner gestrigen Ankunft nicht empfangen zu werden, und hatte gleich den Eindruck eines Entgegenkommens. Die Comtesse überraschte mich doppelt: durch Schönheit und durch ein Mißfallen daran. Wie waren wir einst einander zugethan! Allein, Eugenie in einer Pension, ich auf Reisen, — ich glaube, wir sind sehr auseinander gekommen! Ein großes Stück meiner durchreisten Welt ist zwischen uns gefallen, und wir haben unsere innere Richtung verändert. Werden wir uns wieder begegnen?"

„Begegnen?" antwortete Heimberger mit Ernst und Wärme. „Auseinandergehende begegnen sich nicht. Und Umkehren, Eins dem Andern nacheilen, — wer von Ihnen Beiden wird es thun — aus Erkenntniß des Bessern? Sie denken so Bedeutendes hier ins Werk zu setzen, und die Comtesse schmückt sich, um draußen in der Welt zu glänzen: wie wird sich das übereinbringen lassen? Ich weiß es nicht. Je nun! Thun Sie denn einmal Ihre ersten Schritte, und — sehen Sie zu! Nur Eines möchte ich Ihnen ganz im Allgemeinen sagen: wollen Sie glücklich werden durch die Liebe, mein edler junger Freund, so wählen Sie

ein Herz, das eine Welt für Sie aufgeben kann, oder eines, das eine Welt durch Sie gewinnt. Das Letztere wäre mir lieber; es erweitert, verdoppelt unser Dasein und macht glücklich durch Beglücken. Es ist das Glück einer Gottheit!"

„Das ist es, ja das ist es!" rief der junge Graf. „Daran will ich festhalten, und — Sie sollen mir immer rathen!"

Er erhob sich zu gehen, und bat die liebe Frau zu grüßen. Vielleicht fände er sich den Abend zum Thee ein. Auf dem Gartenwege kam er noch einmal auf den Metropolitan zurück.

„Er ist einer von den schwachen, genußsüchtigen Menschen," erklärte Heimberger, „die das Gute wollen, aber dem Bösen nie in den Weg treten, die nach unten stets gute Ermahnungen, nach oben aber nie eine Meinung haben. So erzieht er auch seine beiden Mädchen, die ihm mit losen Worten und Witzen über den Kopf wachsen. Die Frau kocht vortrefflich, und der Herd, glaube ich, ist auch der Altar ihrer ehelichen Liebe."

„Gut! nun weiß ich ihn schon zu behandeln," sagte Albert. „Ich möchte ihn für meine Absichten bei der Mama und bei den Einwohnern nicht zum heimlichen Gegner haben."

„O sorgen Sie nur, ihm bei Ihren Arbeiten ein Gewinnchen in Aussicht zu stellen, oder geben ihm dann und wann etwas für Arme und Nothleidende, für — die christlichen Nächsten!"

Albert nickte lächelnd und reichte die Hand zum Abschied.

Siebentes Kapitel.

Glück und Warnung.

Als nach einer halben Stunde Graf Albert, von Delius bis auf die Freitreppe des hochgelegenen Pfarrhauses begleitet, zurück kehrte, und am Schulhause vorüber kam, erblickte er den Magister mit seiner jungen Frau im Garten, wo sie Mariannen umher führten. Magister Klippmüller eilte herbei ihn mit Bücklingen zu empfangen.

„Ich wollte Ihnen guten Tag sagen, lieber Magister," redete ihn Albert an, „und die neue Frau Magisterin begrüßen."

Bei diesen Worten nahm er gegen Marianne gewendet, den Hut ab.

„Ew. Gnaden bringen uns Glück in's Haus!"

versetzte die junge hübsche Frau unter zierlichen Verneigungen.

„Ich will das Glück wenigstens von Herzen mitbegrüßen," antwortete Albert, „denn Ihr seht mir eben beide darnach aus, als ob Ihr's schon hättet."

Es war die zweite Frau des Lehrers, aber — wie er behauptete — seine früheste Neigung, als Christine noch ein Schulmädchen gewesen sei. Nach einigen theilnehmenden Erkundigungen fragte der Graf Mariannen:

„Haben Sie ihm schon gesagt, daß wir wieder auf seine Bratsche zählen?"

„Verzeihung! Herr Graf, antwortete sie bewegt, — ich habe, recht selbstsüchtig, nur an mich gedacht, — nur mich empfunden. Der Garten erinnerte mich so lebhaft an die Umgebung des Schulhauses in Nettlingen. Nicht wahr, liebe Frau —?" Sie reichte Christinen die Hand. —

„In Nettlingen? Waren Sie dort?" fragte Albert.

„Im Garten meines seligen Vaters?" erwiederte Marianna mit befangenem Lächeln, und eine wunderbare Bewegung ging in ihrem Innern vor. Als ob sie mit dem Bekenntniß ihrer Herkunft all' ihre übermüthigen Empfindungen und Träume verbüßen oder abthun könnte, sagte sie gehoben: „Ich bin ja eine Schulmeisterstochter, Herr Graf!" Aber dies Wort verklang doch leidmüthig, als ob sie damit den ver-

borgensten Schatz ihrer Zukunft für immer verwirkt hätte. Oder es drangen wohl auch so schmerzliche Familien-Erinnerungen auf sie ein, daß sie ganz ihre Fassung verlor, und erschüttert in die Arme der Schulmeisterin sank.

Das Ehepaar und der Graf sahen einander betroffen an, und Albert versetzte:

„O ja, Das bewegt unser Herz tief, wenn man in der Fremde unerwartet an sein glückliches Dasein, an das Paradies seiner Kindheit erinnert wird. Ich kenne Das, Fräulein Marianne, ich hab' es empfunden, zumeist in England, wo uns so viel Wunderwerke der Macht und des Reichthums befremden, hab' ich es empfunden, und empfinde es mit Ihnen."

„O Sie sind gut, Herr Graf!" rief Marianne sich aufrichtend und dieser Deutung ihrer Worte froh. „Verzeihen Sie nur, liebe Freundin! Ich hab' Sie recht erschreckt, nicht wahr? — — Aber nun adieu! Die Frau Gräfin wird von ihrer Spazierfahrt zurück sein. Adieu, lieber Herr Klippmüller!

In ihrer Aufregung und Befangenheit kam ihr der Name lächerlich vor, und die innere Spannung schlug in Lachen um. Doch rasch, wie zur Abbitte, reichte sie dem Lehrer freundlich die Hand mit den Worten: „Herr Magister, wollte ich sagen. Nicht wahr, das hören Sie lieber?"

Sie verneigte sich mit anmuthigem Ernst gegen den Grafen, der sich nun auch mit den Worten empfahl:

„Warten Sie, Fräulein, wir gehen ja denselben Weg!"

Nun auch Das noch! Es war als ob das neue mächtige Gefühl der Liebe, das über Marianne gekommen war, und dem sie widerstrebte, nun von allen Seiten seinen Angriff versuche, sich geltend zu machen und der stolzen Selbstbeherrschung einer Gouvernante zu spotten. Diese raschen Wechsel der Empfindungen waren wie ein Sturm, der ihr Herz vom gewohnten Alltagsboden aufhob und schwebend fort trug. Dies sprach sich selbst in der Haltung aus, mit welcher sie an des Grafen Seite das Dorf entlang wandelte.

Albert, mit dem herzlichen Tone des Vertrauens das er für Marianne gefaßt hatte, erzählte, wie er es im Pfarrhause getroffen habe. Sie hörte mit strahlender Freundlichkeit zu, aber sie überhörte die Worte; sie verstand nichts, sie dachte nichts, sie fühlte nur das unaussprechliche Glück, Schritt mit ihm zu halten, — in eine sonnige Welt hinein, nach dem Takt eines jubelnden Marsches, der von Flöten und Posaunen — sie wußte nicht ob aus hohen Lüften oder aus ihrem eignen Herzen erklang. Es waren keine Träume, keine Wünsche, nur das reinste Glück des Augenblicks, was ihre Seele erfüllte. Die Nachbarn standen umher, den

jungen gnädigen Herrn zu erwarten, der von seinen Reisen heimgekehrt war. Und als man ihn sah, fragte man einander, ob er etwa verlobt sei? Nur einige wußten von einer neu angekommenen Gouvernante. Halb vertraulich, halb ehrerbietig blickten sie ihm entgegen: und wenn sie rechts und links sich verneigten, und der Graf nickte, und den einen oder den andern bei Namen nannte, lächelte Marianne und grüßte mit; es war ihr, als ob sie einen Antheil an Dem hätte, was diese guten Leute verehrten; sie glaubte noch nie so rechtschaffene Bauern gesehen zu haben.

In dieser Empfindung ward sie an der Wirthshaustreppe einen elenden Menschen von bettelhaftem Aussehen gewahr, der mit tückischer Miene den Hut abzog. Sie redete den Grafen, der nach der andern Seite blickte, mit den Worten an:

„Hier, Herr Graf, — der Mensch da ist der einzige, der nach einem Almosen aussieht!“

Sie hätte gern alle Welt beschenkt, und hatte nichts bei sich, und fühlte doch, es müsse hier etwas Gräfliches geschehen.

Albert blieb stehen, maß den Burschen mit finsterm Blick, und sagte laut, den Umstehenden zu Gehör:

„Ich kenne den Leonard Hinkel, den „„unnützen Lenerd,““ wie er weit umher heißt. Der hat meinem Vater Sorge genug gemacht mit seiner Faulheit, und

war dann doch im Frühjahr 48 der Erste, der mit den Unnützen „theilen" wollte, was die Fleißigen erspart hatten. Damals —! Du wirst Dich erinnern. Nur dem Fräulein, das Dich nicht kennt, verdankst Du dies Almosen."

Er warf ihm ein Zehngroschenstück hin, und sagte im Weitergehen:

„Sie lächeln, Fräulein: finden Sie meine Aeußerung zu hart?"

„Verzeihung, Herr Graf! erwiederte sie erröthend. Ich lächle über mich selbst, über meine — vorlaute Albernheit. Ich war — an Ihrer Seite so erfreut über die Ehrerbietung dieser guten Merschen gegen Sie, daß ich gern auch diesen Bettler froh gemacht hätte. Aber, ich habe die Lehre erhalten, daß man sich nicht über seinen Lebenskreis erheben, nicht über seine Ordnung hinaus fühlen und denken soll."

Mit lebhaftem, erfreuten Blick erwiderte Albert:

„Sie nehmen das kleine Begegniß zu bedeutsam, zu hoch, Marianne! Nun ja! Sie vertreten die reinmenschliche Empfindung, und — wäre denn gerade das nicht innerhalb des Lebenskreises edler Frauen gethan? Gewiß! Nur daß wir Männer nicht immer so glücklich sind, und es dürfen gelten lassen, was liebenswürdige Frauen in der Ordnung finden. Denn leider müssen wir oft in die Unordnungen des Lebens ein-

greifen, gegen die Störungen rein menschlichen Daseins handeln, sei es mit Thun oder Lassen. Aber glücklich, wenn der Mann eine Lebensgefährtin, oder Freundin zur Seite hat, die ihn dann und wann des Menschlichen mahnt, damit er nicht zuweit darüber hinausgehe; die — soll ich sagen — seine Uhr zuweilen nach der Sonne regelt, wenn sie im Alltagsleben zu sehr abweicht."

Wie sie bei diesen Worten das Brückchen über den Bach betraten, erblickten sie den Wagen der Gräfin von der Höhe herabkommend. Der milde, heitre Tag hatte sie mit Adelen weiter als gewöhnlich gelockt, und sie war zu ängstlich, um der Verspätung wegen rascher bergab zu fahren.

Marianne eilte auf ihr Zimmer, Hut und Shawl abzulegen. Sie drückte sich einige Augenblicke, die Hände vor das Gesicht gepreßt, in die Sophaecke, sich zu sammeln, sich ihrer selbst zu besinnen. Welches hohe, reine Glück hatte sie genossen, — an der Seite des edeln, lieben Mannes zu wandeln, ihm äußerlich angehörig und innerlich von ihm selbst erhöht im Augenblick, als sie sich ihrer Ueberhebung zu belächeln gehabt! Ach! rief es in ihrer Brust, — wird er für sich selbst auch die Gefährtin finden, die ihn im rechten Augenblicke an das Reinmenschliche erinnert, ihm seine Werkeltagsuhr nach der Sonne des Ewigen richtet?

Sie ließ die Hände gefaltet in den Schooß sinken, und ein seliger, feuchter Blick nach oben sah wie ein Gebet für Alberts Glück aus. —

Ueber Tische, da die Gräfin den Stiefsohn ungewöhnlich aufgelegt und mittheilsam fand, brachte sie ihn endlich dahin, die schicklichen Besuche in der Nachbarschaft zu machen, und gleich morgen mit Schloß Dahnstein anzufangen. Ein Reitender wurde dahin geschickt, den Besuch anzumelden, da es die Familie liebte, für solchen Fall ein paar Gäste zu Tische zu laden.

Albert hatte bisher mit diesen Besuchen gezögert, und die Gräfin irrte vielleicht nicht, wenn sie hinter seinem Vorwande, sich vor allem behaglich einzurichten, einen kleinen Widerwillen zu bemerken glaubte, den sie jedoch nicht im Entferntesten auf die Comtesse bezog, sondern nur dem Grafen Dahn in Rechnung brachte, mit dessen Art zu spaßen und zu spötteln sie selbst gar wenig zufrieden war.

Um unter dieser Mißstimmung Alberts ihre geheime Absicht auf die Comtesse nicht in Gefahr gerathen zu lassen, hatte sie bereits brieflich mit ihrer Freundin die Verabredung getroffen, einen Besuch den der Graf in der Residenz zu machen hatte jetzt mit ihm vorzunehmen, die Tochter aber unter dem vertraulichen Vorwande zurückzulassen, daß ein sehr angeneh-

mer Mann, dem eine bedeutende Zukunft bevorstehe, eine Neigung für Eugenie gefaßt habe und sich um ihre Hand bewerbe. Die Gräfin wollte dann die liebe Pathe als Gast mit herüber nehmen. So hoffte sie die beste Gelegenheit und zugleich einen Sporn für Albert zur Bewerbung um die bereits so begehrte Schönheit zu gewinnen. Adele, die vor kurzem erst auf Dahnstein gewesen war, sollte morgen nicht mitgenommen werden; so daß denn auch Marianne zurück bleiben mußte. Die Gräfin übertrug ihr insgeheim die Einrichtung zweier Zimmer für den Fall, daß etwa Comtesse Eugenie mit herüber käme.

Es war ein ungemein anmuthiger Aprilmorgen, an welchem Graf Albert mit der Mutter abgefahren war. Marianne ließ die beiden auf dem Flügel neben Adelens Wohnung noch übrigen Zimmer einrichten, und hielt dann, im Park umherwandelnd, eine französische Stunde mit der Kleinen, als gegen Mittag Emmy, die ältere Tochter des Metropolitans, den Doctor Kohlhepp brachte, der als kürzlich bestellter Amtsphysikus im Schlosse seine Aufwartung machen wollte.

Der Arzt von Gestalt und Gesichtsbildung ein ganz angenehmer Mann bis auf ein grünlich helles Auge, das tief unter einer breiten Stirn hervorstach, und für Mariannen etwas Unheimliches hatte. Auch entging ihrem Zartgefühl nicht, daß er in sorgfältigem Anzuge

und mit unterwürfiger Miene gekommen, bei der Nachricht von der Abwesenheit der Herrschaft sofort seine ehrerbietige Haltung, wie ein umgeworfenes Gewand, fallen, und sich in leichtfertigen Manieren gehen ließ. Und doch schien auch diese studentische Schönthuerei, womit er der zierlichen, pikanten Emmy huldigte, mehr gesucht, als seinem Alter angemessen, und war vielleicht aus diesem Bewußtsein von den lauernden Blicken begleitet, mit denen er Mariannen im Auge hielt.

Emmy nahm seine Zuthätigkeit mit jener schnippischen Koketterie auf, die wohl einen blöden Jüngling leicht abschreckt, für einen erfahrenen Mann aber, wie der Doctor war, eher etwas Herausforderndes hat. Emmy war allerdings eine anziehende Erscheinung. Sie stand eben in jener duftigen, aufknospenden Jugend, in welcher lebhafte Mädchen für gesetztere Männer so reizend, als für die Aufmerksamkeit derselben empfänglich sind, in jenem Alter, gegen welches die Neigung der Männer noch wie eine Tändelei mit dem Kind aussieht, und mit spielender Miene nur um so täppischer und verwegener wird.

Marianne, ungehalten über diesen Verkehr, schickte Adelen mit den Büchern fort, und nun sagte Emmy zum Doctor:

„Sie sind ja ein Botaniker, Kohlhepp: sehen Sie sich doch einmal nach den fremden Gewächsen im

Treibhause um; ich habe dem Fräulein etwas zu sagen, was Sie nicht zu hören brauchen. Aber erwarten Sie mich dann!

„Um diese Zeit blüht die schöne Amaryllis, reizende Emmy, antwortete er, ich gehe einen Vergleich anzustellen zwischen Dem, was ich verlasse, und Dem, was ich finde! — —

„Da haben Sie ja einen rechten Verehrer, Emmy!" bemerkte Marianne, als er entfernt genug war.

„Es ist ein artiger und sehr gescheiter Mann," erwiderte sie. Er kam hierher auf seinen neuen Posten aus der Residenz und brachte Empfehlungen angesehener Männer an Vater. Er hat seine Braut durch den Tod verloren. Sie konnten sich nicht heirathen, weil er sich zu gering stand, und — ich weiß nicht, was sonst noch vorgefallen ist. Hier verbessert er sich, und hofft auch als Arzt der gräflichen Familie das artige Fixum zu erhalten, das der frühere Doctor bezog. Und dann —."

„Dann wird Fräulein Emmy die zweite Braut des Doctors Kohlhepp werden?"

„O Sie meinen!" lachte das Mädchen. „Nein, ich glaube er schmeichelt mir so, um den Vater als Vermittler bei den Gräflichen zu gewinnen."

„Beste Emmy!" rief Marianne verwundert, „so jung und so — nüchtern?"

„O Fräulein Weikart, gar nicht so nüchtern! Im Gegentheil, ich bin eine Schwärmerin, wie mir Vater immer sagt. Aber dabei kann man doch immer die Welt kennen, und eine Pfarrerstochter hat Gelegenheit genug dazu. Sehen Sie, wenn man so viel Leute aus- und eingehen sieht, die zweierlei Gesichter machen, und wenn man seinen eigenen Papa morgens im Talar von der Kanzel hört und dann im Hausrocke bei Tisch genießt; dann sage ich Ihnen, dann —. Aber, Vater meint es doch sehr ehrlich bei alle Dem. Sie wissen ja Fräulein, daß bei uns ohne officielle Christlichkeit kein Pastor mehr fett werden kann, wie Vater sagt. Wahrhaftig! Aber — daß ich auch schwärmen kann, liebstes, bestes Fräulein: — wollen Sie wissen für wen ich eben recht schwärme?“

„Nun?“

Emmy warf sich erröthend an Mariannens Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „Für den Grafen Albert.“

Marianne erschrak. Sie schob das kecke Geschöpf von sich, und blickte es mit mißbilligendem Erstaunen an. Wie ward sie aber noch mehr betroffen, als Emmy, unempfänglich für den Ausdruck dieser vorwurfsvollen Miene, sich in hastigen Worten und mit strahlenden Blicken über die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Grafen ausließ.

War Marianne zuerst über solch' ein unerwartetes

Bekenntniß erschrocken, als ob ihre eigne heimlichste Empfindung laut werden wollte: so ward ihr nun diese leidenschaftliche Hingebung eines erwachenden Mädchenherzens wahrhaft peinigend. Sie fühlte sich durch die Gemeinschaft ihrer eignen hochgetragnen Neigung mit den natürlichen Regungen eines verwahrlosten Geschöpfes auf's tiefste beschämt.

„Woher kennen Sie denn nur den Grafen?“ fragte Marianne etwas ungehalten, als Emmy schwieg und erwartungsvoll lächelte.

„Er war bei Vater,“ antwortete sie, „er hat uns den ersten Besuch gemacht. Nicht wahr das ist recht artig? Vater führte ihn in die gute Stube; die Mutter hatte wieder — ihr Zahnweh, heißt das, die ewige Küchenschürze vor. Ich schlich neben an, und guckte durch's Schlüsselloch gerade auf das Kanape, wo der Graf saß. Ich sah, wie er lächelnd sprach und den Vater so von der Seite anblickte. Welch' ein seelentiefer Blick, theure Freundin! Und seine Stimme — ist lauter Herz, — so tief, so voll wie ein rechtschaffenes Mannesherz!“

Diese Bemerkung stimmte schon mehr zu Dem, was Marianne bei des Grafen Blick und Ton selbst empfunden hatte, und nöthigte ihr, so sehr es sie beunruhigte, einige Theilnahme für das arglose Mädchen ab.

„Und denken Sie," fuhr Emmy fort, „er will den armen Hüttnern Stücke Landes von seinen Hutweiden ablassen und einige Gewerke anlegen, um den müßigen Händen, die im Sommer auswärts Arbeit suchen müssen, dauernde Beschäftigung zu geben. Vater war ganz hingerissen von dem Edelsinn des Grafen. Auch Vater soll dazu mitwirken und — ich weiß nicht welchen Vortheil davon haben. Aber er ist nur in Besorgniß, was die Frau Gräfin und der nachbarliche Adel dazu sagen wird, oder ob man's auch in der Residenz gern sieht."

Eben kam Adele wieder zurück, und Marianne brach die Unterhaltung ab. — — „Wir haben jetzt Musikstunde," sagte sie; „hoffe aber, Sie besuchen mich bald wieder, gute Emmy. Sie müssen sich jetzt recht ernsthaft beschäftigen, ihren kleinen Schwärmereien nicht nachgeben. Sie hatten ja Lust zum Englischen? Nun, wir sprechen einmal bald darüber! Adieu! — — Aber, noch Eins! Ich sehe dort den Doctor auf Sie warten: seien Sie vorsichtig, liebes Kind! Er hat etwas Leichtfertiges in seinem Benehmen, und Sie müssen sich keine Unart von ihm gefallen lassen, sonst verlieren Sie an Achtung bei ihm. Bemerken Sie nur, — er hat etwas Unheimliches im Blicke."

„Glauben Sie?" erwiederte Emmy, und setzte vertraulich und lächelnd hinzu: „Er ist doch von den

Strenggläubigen gar sehr empfohlen. Vielleicht, daß er's nöthig hat, und in einen bösen Handel verwickelt war. Ich will auch nicht mit ihm gehen; ich will ihm davon laufen!"

Sie lachte muthwillig, und eilte hinter einer Gruppe junger Fichten fort. — Marianne aber bereute jetzt ihre übereilte Aeußerung. Wie gern hätte sie dieselbe wieder zurück genommen! Daran, daß sie eine stille Wahrnehmung als Warnung für ein unbedachtes Mädchen hatte laut werden lassen, erkannte sie nun selbst, daß sie an dem ihr erst so abstoßenden Wesen doch ein unerwartetes Interesse nahm. — Armes Ding, dachte sie bei sich, — so schön begabt, und mit so heißer Phantasie und reizbarem Herzen sich selbst überlassen! So wenig behütet, daß es das Treiben jener Partei durchblickt und den schönen Glauben an Wahrheit schon als Kind einbüßt!

Inzwischen war Emmy wirklich mit mädchenhaftem Muthwillen dem lauernden Docter auf einem Seitenwege des Parkes entlaufen. Aber er holte sie sehr leicht ein, und da er sie schelmisch lachen sah, ward er nur noch zudringlicher. Sie hüllte sich mit kokettem Unwillen in ihr Tuch, indem sie sagte:

„Kommen Sie mir nicht zu nahe, Herr Doctor Kohlhepp! Ich bin eben vor Ihnen gewarnt worden.'

„Gewarnt?" fragte er betroffen. „Ha, von dieser

Gouvernante? Wie kommt die Person dazu? Ich kenne sie nicht: was kann sie gegen mich haben?"

„Sie wird Schlimmes genug von Ihnen wissen!" erwiderte die Schelmin. „Kommen Sie 'mal daher, und sehen mir in's Gesicht!"

Er that es; sie blickte ihm in's Auge und rief dann mit affectirtem Schauer abgewendet:

„Hu, wahrlich, Sie haben etwas Unheimliches im Auge! Gehen Sie fort, ich fürchte mich vor Ihnen!"

Der Doctor blieb betroffen stehen, und starrte das muthwillige Mädchen an. Ihr schalkhaftes Lachen schien ihn jedoch nicht zu beruhigen. Erfunden von Emmy konnte diese Beschuldigung nicht sein, und da er weniger Mißtrauen in seine Blicke als in seine Erinnerungen setzen mochte, wendete er sich mit Zweifel und Groll gegen das Schloß zurück, als ob er auf der Stelle Rechenschaft fordern möchte. Es war aber nur der Gedanke, der ihm aufstieg, ob ihm die Gouvernante bei der Gräfin nicht schaden könnte. Mit dieser Unruhe folgte er Emmy, und begleitete sie sehr kleinlaut und verstimmt.

Achtes Kapitel.

Verabredungen.

Comtesse Eugenie war nun wirklich mitgekommen, und hatte die beiden Zimmer bezogen, die von Mariannens Wohnung durch das Schulzimmer der kleinen Adele getrennt waren.

Am folgenden Morgen ließ die Gräfin Mariannen zum Frühstück rufen, und empfing sie sehr freundlich, — zum erstenmal mit dargebotner Hand. Sie schickte Adelen fort Eugenie zu rufen, und sagte dann vertraulich:

Ich habe Sie mit uns zu frühstücken rufen lassen, meine gute Weikart, um Sie der Comtesse näher zu stellen. Meine Pathe ist ein vortreffliches, ausgezeichnetes Mädchen, und Sie begreifen, daß ich ihr gern all' das Gute gönne, das sie im Umgang mit Ihnen noch gewinnen kann. Mit dem Französischen

geht es schon, ob es gleich noch ein wenig das scharfe grammatikalische Gepräge zeigt, und der gesellschaftlichen Glätte entbehrt. Doch, das muß eben die Gesellschaft selbst abschleifen. Nun aber hätte ich gern, daß Sie sich mit ihr des Englischen ein wenig annähmen. Mein Sohn, der sonst für das Englische schwärmte, hat sich darin noch gar nicht hören lassen, und weiß doch, daß Sie es reden. Er findet es wahrscheinlich nicht passend eine Conversation zu machen, die kein Drittes zum Zeugen hat. Ich will sagen, an der ich als dritte Person keinen Theil nehmen kann. Ich liebe diese quatschelige Sprache nicht, — verzeihen Sie das häßliche Wort! — und ich bringe sogar ein Opfer, wenn ich mich von der Unterhaltung ausschließe: allein mein Sohn, der sich für die Diplomatie berufen fühlt, geht vielleicht, unter den Beziehungen unseres Hofes zu England, wieder dahin und Eugenie — liebt die Sprache, und wer kann wissen, wozu es ihr einmal gut ist, sie fertig zu reden. Ich höre sie kommen. Stellen Sie sich nur auf ganz unbefangenen Fuß mit ihr, — durchaus nicht als Gouvernante. Sie verstehen mich schon!"

Eugenie trat ein, und eilte in die Arme der Gräfin. — „Hier, mein Herzchen, sagte diese, Mademoiselle Weikert, die Du schon kennst, und ich wünsche, ihr sollt noch bekannter mit einander werden."

Die Comtesse reichte Mariannen die Hand, und sagte ihr einige recht freundliche Worte. An gesellschaftlicher Anmuth fehlte es ihr nicht, und sie hatte dabei den freundlichen Blick ihrer Mutter. Ehe aber Marianne dazu kam, etwas zu erwidern, erschien Albert, und der alte Christian trug das Frühstück auf.

„Ich habe eben eine Verschwörung gegen Dich angezettelt, Albert!“ sagte die Gräfin in heiterster Laune, „eine Verschwörung von der ich mich aber selbst vorsichtigerweise ausschließe, falls sie etwa gefährlich werden sollte. Die gute Weikart wird Dir im Rothwälsch der Verschwornen die Eröffnung machen, und ich werde Euch dabei mit Kaffee bedienen.“

Der Graf neigte sich mit fragendem Blick gegen Mariannen, und sie antwortete mit schalkhafter Anmuth der Gräfin zu Gehör:

„Ich bin zwar eine Mitverschworene, Herr Graf, aber die Gefahr liegt, glaub' ich, auf Seite der Comtesse. Machen Sie daher die Eröffnung,“ setzte sie gegen die Comtesse, in englischer Sprache hinzu, „bitte! und übernehmen Sie die Gefahr der Anwerbung eines Mitverschworenen!“

Eugenie erröthete, aber sie folgte, nicht ohne gute Zuversicht auf ihr Englisch, der Aufforderung. Dies Selbstvertrauen reizte Mariannen, so daß sie sich an der Besprechung immer lebhafter und mit einem Wett-

eifer betheiligte, hinter welchem sich eine Mädcheneitelkeit des Besserkönnens, vielleicht auch einige Eifersucht des Herzens versteckte.

Albert hörte mit einnehmender Freundlichkeit zu, und warf dann und wann ein anregendes Wort ein. So entspann sich ein Gespräch, unter welchem die Gräfin Mutter mit ihren hübschen Augen räthselnd und höchst vergnügt am Munde der Comtesse hing, während Albert bei den weniger englischen Wendungen und Betonungen Eugeniens zuweilen einen schalkhaften, einverstandenen Blick auf Mariannen warf, wenn diese, Wort und Wendung der Comtesse verbessernd, einfiel.

„Aber Schade, liebe Mutter," brach endlich Albert das Gespräch ab, recht Schade, daß Sie an unserm Turnier keinen Antheil nehmen können!"

„Ich habe mich als Zuschauerin eines Gespräches doch recht gut unterhalten," erwiderte sie. „Und was sagst Du zu unserer lieben Eugenie, Albert?"

„Ich bin erstaunt, wie muthig sie ihren Engländer tummelt!" antwortete er schalkhaft, setzte aber gleich und mit artiger Verneigung gegen Eugenie gewendet hinzu:

„Wirklich, Comtesse, Sie haben einen großen Wortreichthum, und müssen nur darauf denken, Ihren Schatz mehr und mehr unter englischer Präge zu vermünzen. Ihr Englisch klingt noch ein wenig zu sehr

in der helleren deutschen Luft: die englischen Vocale, wissen Sie, wollen immer wie durch einen guten altenglischen Nebel gehört werden. —

Seitdem knüpfte Marianne gern mit der Comtesse in englischer Sprache an, und die Gräfin-Mutter war voll gnädigen Wohlwollens für sie. Die vortreffliche Gouvernante ihrer Tochter erschien ihr zugleich als die beste Vermittlerin ihrer Absichten mit dem Stiefsohne. In dieser Zufriedenheit mit sich selbst freute sie sich innig, so oft sie nur englisch reden hörte, und ahnte nicht, welche Verschwörung sie eigentlich gegen sich selbst und gegen ihren geheimen Plan angezettelt hatte.

Albert nämlich, bei weitem nicht mehr, wie früher, für das Englische eingenommen, bediente sich dieser Sprache gegen beide Mädchen auf eine Weise, die unüberlegt mehr seine innere Entzweiung als ein Einverständniß mit der Mutter beförderte. Es trieb ihn nämlich gar nicht, ein ernstes Gespräch mit der Comtesse englisch zu führen; er scherzte nur in dieser Sprache mit ihr über Das, was ihm eben an ihr nicht zusagte, und entfremdete sich ihr dadurch in der fremden Sprache. Dagegen besprach er gern mit Mariannen in derselben Mundart alles, was ihn als besonderes Anliegen beschäftigte, und was er doch dem Verständniß derer entziehen mochte, bei denen er, wie bei der Gräfin Mutter, keine rechte Theilnahme vor-

aussetzte. Und so vermittelte dieselbe Sprache hier eine größere Vertraulichkeit, wozu späterhin noch kam, daß Mittheilungen, oft ganz gleichgültiger Art, durch das Versteck, das sie suchten, einen heimlichen Weg zum Herzen fanden; während auch wieder das, was in der Muttersprache zu herzlich geklungen, und die Sprechenden verschüchtert hätte, in den fremden Accenten alle Aengstlichkeit ablegte.

Indeß war es doch nicht dies zweideutige Englisch, sondern gerade das artigste Deutsch Alberts, was sehr bald die Gräfin Walberg zu beunruhigen anfing. Sie hatte zuerst mit lebhafter Zufriedenheit bemerkt, wie auszeichnend und aufmerksam ihr Sohn Eugenien, den lieben Gast, behandelte; bald aber kam es ihr vor, als ob Albert, anstatt wie sie es erwartete, nach und nach herzlicher und hingebender gegen die Comtesse zu werden, sich hinter die Formen einer beeifertsten Ergebenheit mehr und mehr zurückzöge. Unzufrieden mit etwas, was sie an sich nicht tadeln konnte, forschte sie dem Grunde nach, und kam auf die Frage, ob nicht in Eugeniens Betragen etwas liege, was Alberten unangenehm berühre, und sie glaubte es bejahen zu müssen. Diese im Benehmen und Urtheilen so unbefangene Zuversicht eines jungen Mädchens, das eben aus einer adeligen Pension mit rühmenden Zeugnissen gekommen, sich in der Welt zu fühlen anfängt, schien

der feinen Frau allerdings nicht gemacht, einem jungen Manne von gediegener Bildung und weltmännischer Sicherheit zu imponiren. Worüber eine ältere Dame wohlwollend lächeln konnte, mochte wohl dem ernsten Albert, der aus der besten Gesellschaft kam, wenig anziehend erscheinen. Auch konnte sich die Gräfin darüber nicht täuschen, daß Eugenie gerade durch zu viel Selbstvertrauen im Urtheilen manche Blöße der Einsicht und des Herzens gab. Sie entschloß sich daher die Comtesse aufmerksam zu machen, und that dies im nächsten vertraulichen Stündchen. Der Gegenstand war zarter Natur für ein junges Mädchen, allein die Zuneigung Eugeniens für Albert war zwischen ihr und beiden Müttern ausgesprochen, eine Verbindung des jungen Paares, so zu sagen hergebracht, und man scheute sich nicht, von einem Verhältniß zu reden, womit man Eugenien schon als Kind geneckt hatte.

„Liebes Kind,“ sagte die Gräfin, „du mußt dich in manchem Stück anders benehmen, wenn du Alberten gefallen willst. Du bist zu unbefangen, sprichst dich zu lebhaft aus. So liebenswürdig dies an sich ist, gefällt es doch nicht allen. Du hast damit die jungen Offiziere von der Garde eingenommen, die Euch dein Bruder zuführt. Soldaten gefällt das Hervortretende, Herausfordernde, was ihnen einen Kampf anbietet, in dem sie zu siegen hoffen. Albert aber ist von ru=

higem Naturel, von nachdenklichem Geist, und liebt mehr — was er auch künftig braucht — die feineren Formen eines, nicht zum Kampfe, sondern zum Unterhandeln führenden Lebensberufes, — ein freundliches Zurückhalten, ein Errathen, und Errathenlassen. — Solch' ein Charakter wird mehr durch weibliche Innerlichkeit, durch schüchterne, vertrauende Hingebung gewonnen."

„Aber, wie soll ich denn das machen?" fragte die Comtesse empfindlich. „Ich dächte, ein ruhiger, nachdenklicher Mann müsse gerade gern ermuntert und angeregt sein wollen. Wer sagte doch neulich bei uns zu Hause: Ein Diplomat, der gute Geschäfte machen wolle, müsse eine Frau haben, die ihm seine Gegner gewinne, gerade eine recht lebhafte, einnehmende Frau."

„Ganz recht, Liebchen!" erwiederte die Gräfin, „jetzt gilt es aber, den Diplomaten selbst, nicht seine Gegner zu erobern. Dein lebhaftes Naturel sollst du auch, und kannst es nicht ablegen. Du wirst dich aber damit erst am Platze finden, wenn du an deinem Manne eine Position in der Gesellschaft hast. Jetzt aber siehst du, reißt dich die liebenswürdigste Lebhaftigkeit zu manchen Urtheilen über vieles hin, was Albert besser weiß. Indem du es aber mit zu viel Selbstvertrauen thust, muß er besorgen, in seiner künftigen Häuslichkeit Wiederspruch, und Mangel an Uebereinstimmung

stimmung zu finden. Er zieht sich bedenklich zurück, und bildet sich eine falsche Vorstellung von dir selbst, und seinem häuslichen Leben mit dir. Viel besser, du sprichst fortan etwas schüchterner deine Meinungen aus oder noch besser, du fragst zutraulich, und bittest anschmiegend um seine Belehrung. Sieh', das zieht solche Gemüther, wie Alberts an, und nimmt ein Herz gefangen, das bei vorlautem Wesen sich leicht zurückzieht. Warum stellst du dich nicht mit deiner liebenswürdigen Anmuth auf den alten Fuß euerer Kinderfreundschaft, und lässest dich von ihm führen, und heben, wie er es einst als stärkerer Knabe wirklich gethan hat?"

„Gnädige Tante, — so habe ich Sie ja damals auch genannt! — Sie vergessen, daß eben Albert bei seiner Zurückkunft mich zuerst mit Sie angeredet, und als Fremde behandelt hat."

„Vergiß Du nicht mein Kind, wie das kam! Du warst ihm unerwartet über die alte Erinnerung hinausgewachsen. Deine imponirende Gestalt, deine glänzende Darstellung, die ganz neue Erscheinung überraschten ihn. Die Sprache der vornehmen Welt saß ihm noch auf der Zunge, und übereilte die Empfindungen vergangener Jahre. Hättest du dich nur gleich gefaßt, und dagegen protestirt. Ich gab dir ja einen Wink!"

„Wie konnt' ich denn das!" rief die Comtesse mit

einer gewissen ärgerlichen Leidmüthigkeit. „Sie und die Mutter hatten soviel von der Zukunft gesprochen, daß ich ja mit der Vergangenheit in Verlegenheit kommen mußte. Ich war ja doch nicht groß geworden, und zugleich ein klein Mädchen geblieben. Und wenn die Vorzüge, in die ich hineingewachsen bin, und die ihn so überraschten wie Sie sagen, — wenn die mir seine Liebe nicht erobern konnten, ei nun, — als sein ehemaliges Spielkamerädchen kann ich ihn doch nicht heirathen?“

„Darin hast du Recht,“ lächelte die Gräfin, „und das ist eine reizende Bemerkung, mein Liebchen! Komm, das verdient einen Kuß! Ei freilich müssen deine Vorzüge die Sache machen, und sie werden es auch, wenn sie nur recht anspruchslos wirken können. In dieser Hinsicht ist es mir auch ganz lieb, daß Albert musikalische Abende vorhat. Er ist sehr empfänglich für Spiel und Gesang, und du bist ausgezeichnet in beidem. Allerdings wäre mir's lieber gewesen, Albert hätte es bei seiner Violine zur Begleitung deines Spiels auf dem Piano gelassen, und dieser Schulmeister und Pfarrer Heimberger wären aus unserem Salon weggeblieben; allein wir wollen uns durch seine Liebhaberei nicht verstimmen lassen. Ich erinnere mich daß auch bei Hofe zu den Konzerten der Fürstlichkeiten bürgerliche Virtuosen gezogen wurden, und der

Hofmarschall von Barchim sagte mir damals mit seinem ironischen Lächeln: Die Musik, meine Gnädigste, hat das Vorrecht, Dissonanzen zu lösen; musikalische Noten, und Banknoten vertragen sich mit Standes-Intervallen."

„Charmant!" rief Eugenie, und die Gräfin fuhr fort: „Wir wollen uns sogar eingeladene Zuhörer deines Spiels gefallen lassen, um mit ihrem Beifall Alberts Herz zu bombardiren. Du hast doch eingeübte Sachen mitgebracht?"

„Nur eingeübte!" war die Antwort. „Diesen Morgen habe ich La cascade von Paur vor der Weikart gespielt: sie hat sich nicht wenig verwundert."

„Die Weikart hat Geschmack," entgegnete die Gräfin. „Wir wollen ihr recht freundlich sein, mein Kind, und ich muß darauf denken, sie nächstens mit einem hübschen Geschenk zu erfreuen. Ich bin recht froh, eine so tüchtige Person bekommen zu haben. Man kann sie überall brauchen. Ich glaube, wenn sie von Stand wäre, sie könnte charmant repräsentiren! Was lächelst du?"

„Kann denn eine Bürgerliche nicht repräsentiren?" fragte die Comtesse?

„Was denn repräsentiren?" schalt die Gräfin. „Um zu repräsentiren muß man doch etwas sein, Dummköpfchen, du!"

Neuntes Kapitel.

Begegnisse im Walde.

Aber sonderbar, gerade dasjenige, was die Gräfin sich als den Schlußaccord der musikalischen Abende versprach, — das Einverständniß eines liebenden Paares, bildete die Verstimmung, die Dissonanz, die Albert auf demselben Wege, wenn nicht zu lösen, doch zu beruhigen hoffte. Er fühlte nämlich, mit jedem Tage beunruhigter, das Bemühen der Gräfin Mutter, von seiner Seite eine Annäherung, eine Erklärung mit Eugenien herbeizuführen. Die Art und Weise, wie sie ihn auf jede Bewegung, auf jede Aeußerung der Comtesse aufmerksam machte, wie sie den Takt und die Einsicht derselben für die Formen der großen Gesellschaft rühmte, und ihm mit verstohlener Vertraulichkeit eine geheimnißvolle Bewerbung aus der Residenz um ihre Hand zu vermuthen gab, ließ ihm keinen

Zweifel über die ungeduldige Betriebsamkeit und Erwartung seiner Mutter. Dabei fiel ihm auf, daß Eugenie plötzlich den Ton gegen ihn geändert hatte, indem sie ihn um eines und das andre befragte, englisch mit ihm lesen wollte, um die rechte Aussprache zu gewinnen, und ihn dabei an dies und jenes ihrer früheren Kindereien und Spiele erinnerte, — alles mit einer Naivetät, die ihn für sie selbst verlegen machte, da ihre Unbefangenheit so erkünstelt heraus kam.

Unwillkürlich mußte er ihr Thun und Lassen, so wie alles, was die Gräfin an ihr rühmte, mit Mariannen vergleichen, wenn auch nur, um sich gegen zudringliche Absichten zu rechtfertigen, die ihn mit Verlegenheit und Verdruß bedrohten. Da fiel ihm immer wieder ein, wie ungern er gleich bei seiner Ankunft die Familie Dahn getroffen hatte. Der Besuch war freilich, wie er nun wußte, ganz zufällig gewesen; um so geneigter fand er sich, den übeln Eindruck, den er zuerst empfangen, als eine Ahnung des Mißverhältnisses zu betrachten, in das er mit den Leuten kommen sollte.

Die Besuche in der Nachbarschaft, zu denen Albert zuerst seine Zuflucht genommen hatte, ließen auch kein heitres Einverständniß mit seinen Standesgenossen erwarten. Nach den flüchtigen paar Jahren seiner Studien und Reisen glaubte er in eine umgewandelte Welt zu treten. Einige der adeligen Familien lagen mit der

Regierung im Streit wegen verschiedener Gerechtsame, die zum Wohl des Landes in Anspruch genommen wurden; andere, verschuldet und in Sorge um das Fortkommen ihrer inzwischen herangewachsenen Söhne und Töchter, schmiegten sich unter die Gunst einer einflußreichen Hofpartei, die mit engherziger, unduldsamer Rechtgläubigkeit nach weltlicher Macht strebte. Indem nun der junge Graf nach beiden Seiten unabhängig auftrat, ward ihm von beiden mit mißtrauendem Rückhalt begegnet. So fand er sich hinter der frohen Erwartung her, mit welcher er die schönen Besitzungen angetreten hatte, nur allzubald in und außer dem Hause verstimmt und unbehaglich gesetzt. Es konnte für den sinnbildlichen Ausdruck seines Bedürfnisses befriedigender Lebensaccorde gelten, daß er mit Verlangen auf die Musik verfiel, und Vorbereitungen zu musikalischen Abenden traf. Ein paar regnerische Apriltage dienten ihm seinen Salon dafür einzurichten und geeignete Stücke einstudiren zu lassen. Den ersten heitern Morgen aber benutzte er zu einem seiner letzten Besuche.

Auch die Gräfin nahm der lockenden Nachmittagsonne wahr, um mit ihrem lieben Gast und Adelen auf einer weitern Ausfahrt einige alte Damen heimzusuchen.

Marianne benutzte diese freien Stunden, um bei Freund Heimberger ein Musikstück einzuüben, zu dem er ihr Klavierspiel mit seiner Gambe begleiten sollte.

Es lief vortrefflich ab, und sie schlug einen Spaziergang vor. Heimberger wollte nur noch einen Geburtstags-brief zu dem kleinen Geschenke schreiben, das seine Frau eben für den Amtsboten verpackte, und ließ die Freundin einstweilen vorauswandeln.

Der bequeme Pfad führte den östlichen Höhenzug empor durch einen prächtigen Tannenwalt, der unter dieser feuchtlauen Luft aus jungen Frühlingssprossen sein balsamisches Harz verhauchte. Die Sonne fiel gaukelnd zwischen den leise bewegten Aesten auf den schwammigen Boden, aus dem bereits Orchideen und andere Wald-pflanzen hervortrieben. Zwischen der hochstämmigen Waldsteige und der links abschüssigen Wand junger, dicht verwachsener Fichten schlang sich eng und enger der feste Rasenweg hin. Die tiefe Einsamkeit ward gerade recht fühlbar durch die Stimmen einzelner Vögel, die ebenfalls ihr Frühlingskonzert einübten. Da, bei einer kurzen Wendung des Pfades, trat Mariannen, fast schreckhaft, eine weibliche Gestalt entgegen, auffallend durch ihren Anzug, der aus unzusammengehörigen Stücken abgelegter Mode bestehend, zwar sauber gehalten, doch zu weiter Fußwanderung aufgeschürzt war, wozu denn auch ein Strohhut mit vorragendem Schirm paßte. Die Frau wanderte mit einem Stock gerüstet, der ihr dreifache Dienste that: als Stütze beim Bergsteigen, als Haken, um einen mit Frühlingskräutern gefüllten Henkel-

korb abwechselnd auf dem Rücken zu tragen, und zur Abwehr bissiger Hofhunde, die eine so auffallende Gestalt nicht leicht unangefochten vorüber ließen.

Indem sie bei Mariannens Anblicke stehen blieb und ihr entgegen lächelte, fühlte die Freundin sich betroffen von dem tückischen Ausdruck eines sonst nicht unebenen Gesichtes.

„Schönen Tag, geehrte Mademoiselle Gouvernante," rief sie mit einem zierlichen Knix. „Das nenn' ich mir eine glückliche Bescheerung, Ihnen hier zu begegnen! Ich habe mich von einem zum andern Tage genirt, Sie im Schloß zu besuchen, und habe doch gar ein Anliegen und alles Vertrauen auf Ihr liebes, gutes Gesicht, Ich bin die Frau Schappers, wissen Sie; mein Mann war chirurgischer Barbier, und ich eine Zeit lang Hebamme in der Stadt. Nun bin ich kürzlich hierher gezogen zu einer alten, wohlhabenden Base, und sehen Sie! sammle da Kräuter für die Apotheker. Ich kenne das alles und verstehe mich auch selbst auf Thee und Salben und Latwerge zu bereiten für arme Leute. Ich lasse mich auch als Krankenpflegerin finden, bin sehr erfahren bei Wöchnerinnen, thue auch leidende Glieder verbinden und Augen operiren, heißt das Hühneraugen, oder was man Leichdörner nennt. Sie werden solche wohl vom Hörensagen kennen: so ein allerliebstes Füßchen ist davon wohl nicht im Besitz. Und sehen

Sie, ich bin sehr gesucht, und nur im gräflichen Schloß noch nicht empfohlen. Die hohen Herrschaften aber, wissen Sie ja, machen aus jedem kleinen Gebrechen ein groß Geheimniß, und dabei steht man sich besser. So ein ausgeschnittenes Hühnerauge z. B., auf das eine gewöhnliche Bauersfrau kaum einen Silbergroschen legt, wird an einem gräflichen Fuß nur mit einem preußischen Thaler zugedeckt. Nun, da wollt' ich Sie denn schön gebeten haben, ein gut's Wort beim Herrn Grafen für mich einzulegen. Es wird sich schon so ein lieb's Viertelstündchen finden, wo er Ihnen nichts abschlägt. Ich kenne das ja, und — wie ich Sie letzt mit dem allerliebsten jungen Herrn das Dorf herab kommen sah, und Ihre lieben, lachenden Augen dazu, da wußt' ich gleich, wie das hangt und langt. Nicht wahr — Sie — Gräfliche Gnaden —?"

Das schalkhaft freche Gesicht und kichernde Lachen des Weibes konnte auch die jungfräulichste Seele, selbst wenn sie nicht schon, wie Marianne, im ängstlichsten Gewissen ihrer Neigung gelebt hätte, nicht ohne Ahnung des Argwohns lassen, der sich in solchen Worten aussprach.

Marianne erschrak so heftig, daß einige Augenblicke lang ihr Herz stille stand. Sie wankte, und es war ihr, als empfände sie einen Stich um den Knöchel des linken Fußes. Sie würde niedergesunken sein, hätte

das Weib sie nicht am Arme gefaßt und aufrecht gehalten. — „Herz'ges Jungfräulein," sagte sie, „erschrecken Sie nicht! Ueber meine Lippen kommt kein Sterbenswörtchen nicht! Ei, bei Leibe! Sie müssen mich nur kennen!

Entsetzt von der Berührung, mit einem tiefen Athemzuge der belebenden Waldluft, hatte sich Marianne gefaßt, stieß den Arm der widerwärtigen Person von sich und sprach mit Entrüstung:

„Rühre mich nicht an! Fort, Elende! Ich verabscheue Deinen ruchlosen Wahnsinn!"

Sie eilte mit klopfendem Herzen weiter, doch nur wenige Schritte, und sie brach in lautes Weinen aus.

Frau Schappers sah ihr betroffen nach, indem sie, ihren Schnupftaback hervorlangend, vor sich hin sprach:

„Hu, hu, was für hochbeinige Redensarten! Nun ja doch, seht nur: tritt sie nicht wie eine Gräfin auf? — — Aber, Frau Schappers, das hat sie ungeschickt angefangen, Sie alte Vettel! Recht plump und —! Und doch weiß ich nun, wie's eigentlich hangt und langt! die Mamsell liebt den jungen Herrn, und er mag sie nicht! Da habt ihr's! Ich kann ihr das Zörnchen nicht übel nehmen!"

Indeß hatte Marianne den nahen Ausgang des Waldes erreicht, und der prachtvollste Ausblick gab ihrem stürmisch bewegten Herzen Anhalt und Erhebung.

Die Waldhöhe fiel rechts hinaus auf verwittertem Kalkfelsen jäh ab, und senkte sich links in das Langthal, wohin der Waldweg hinab lief. Drüben, auf etliche Stündchen entfernt, zog im Wechsel bewaldeter Kuppen mit nackten Felsgipfeln das reizende Gebirge hin. Ein kleiner Fluß bewässerte das wiesenreiche Thal; man erblickte einige Dörfer, Meierhöfe zwischen Obststücken und zerstreute Vorwerke auf den Vorhügeln des Gebirges. Das frische Grün der Saatfelder war von blühenden Rebsbeeten durchsetzt. Menschen und Vieh, mit Ackern und Eggen beschäftigt, brachten gelass'ne Thätigkeit in dies Stillleben der Frühlingsnatur.

Da wo sich das Ganze in ein schönes Bild zusammenfassen ließ, stand eine bretterne Halle mit Tisch und Bänken errichtet, um den Wanderer, oder eine kleine Gesellschaft, gegen Sonne oder Wind geschützt, im Ausblick dieser Herrlichkeit aufzunehmen. Auch Marianne, die es auf diese Einsiedelei abgesehen hatte, ließ sich da nieder, und eine wehmüthige Beruhigung kehrte nach und nach in ihre Brust ein. Die Sonne brach eben absinkend in vollem Glanze hervor und setzte mit ziehenden Häufelwölkchen den Gebirgsabhang in einen Wechsel von Licht und Schatten; ein sanfter Abendwind durchzog mit duftendem Säuseln den Tannenwald umher.

Marianne überließ sich all' diesen Eindrücken, die ihr den sittlichen Schreck ihrer Seele besänftigen halfen.

unter den wechselnden Bildern dieser ewigen Natur lösten sich die Empfindungen eines wandelbaren Menschenherzens, und das erste herzlähmende Entsetzen schmolz in ein sanfteres Leid. Der Schmerz einer edeln Seele über eigene Verletzung nahm unter diesen erhebenden Anschauungen etwas von Mitleid gegen die Menschen auf, die eine reine, hohe Liebe so wenig fassen können. Bald aber fühlte sie sich doch auch gedemüthigt, und erkannte den Argwohn jenes unglücklichen Weibes als eine Strafe für den heimlichen Stolz, den sie an Alberts Seite empfunden hatte. Ihr strahlendes Lächeln war damals in ein unreines Gemüth gefallen, durch ein Auge, das die Schmach ihres Geschlechtes kannte. Oder — hatte die Bettlerin ihre Vermuthung vielleicht nur erfunden und ein eitles leichtfertiges Mädchenherz damit zu gewinnen oder zu locken gesucht?

Es war etwas von Selbstliebe dabei, daß Marianne in diesem Gedanken einige Beruhigung fand, ohne zu erwägen, daß jenes Weib dadurch um nichts besser wurde. Sie nahm sich vor, Erkundigungen nach jener sonst vielleicht brauchbaren Person einzuziehen und sie nach Befund derselben dem stolzen Mitleid der Gräfin zu empfehlen. Darin wollte sie eine christliche Vergeltung üben. — Ihr selbst aber sollte das Erlebniß zur Warnung dienen, um im Verkehr mit dem Grafen doppelt behutsam zu sein. Heimlich war ihr aber zu

Muth, als ob ihr Albert noch theurer geworden sei durch diese schmerzhafte Stunde, die sie um seinetwillen gelitten hatte.

Von fern läutete eine Abendglocke. Marianne erhob sich und in's Freie herausgetreten, mit gefalteten Händen aufblickend hoffte sie, der Himmel werde ihr beistehen, das Herz in ihrer Brust umzuwandeln, das in seiner thörichten Empfindung sein unaussprechliches Glück fand.

Und wie sie nun sich wendete die Halle zu verlassen, erblickte sie den sanften Weg links herauf zwei Reiter kommen, und erkannte Albert mit Franz, seinem reitenden Diener. Sie erschrak. Was war aber zu thun? Verschwinden konnte sie nicht, und der Graf hatte sie schon erkannt, und grüßte von weitem herauf mit gelüpftem Hute. Es blieb ihr nur, sich in unbefangener Würde zu fassen. Und doch erröthete sie, als sie umher blickend sich auf dem Gedanken ertappte, daß doch ja Niemand ihr bei diesem Zusammentreffen begegnen möchte.

„Also kennen Sie auch schon dies allerliebste Plätzchen, Fräulein Weikart?“ redete Albert die Harrende an, und schwang sich vom Pferde, das er dem rasch herangerittenen Diener mit den Worten überließ: „Reite nur langsam voraus!“

Mit sichtlicher Aengstlichkeit fiel Marianne ein:

„Herr und Frau Pfarrer wollten nachkommen: Sie

reiten ja dort vorüber, Franz, sagen Sie ihnen doch, daß wir sie erwarten.“

Und auf's Neue über dies ungeziemende „Wir“ betroffen, verbesserte sie es mit: — „der Herr Graf sie erwarte.“

Etwas in sich gekehrt, die Hände rückwärts in einander gefügt, sprach neben Mariannen wandelnd Graf Albert:

„Wie schön, daß ich Sie abermal an einem lieben Plätzchen meiner Lebenserinnerungen antreffe! Mein Vater, wissen Sie, hat diese Halle gestiftet, und — ach wie manches glückliche Stündchen hab' ich hier träumend oder mit einem lieben Buche hingebracht! Das Beste von unserm Göthe hab' ich da wieder und wieder gelesen, und die Weihe des höhern Lebens, das uns der Dichter so wunderbar aufschließt, kam gerade hier recht feierlich über mich, wo von dieser erhabenen Einsamkeit aus ein Abbild derselben in der herrlichen Landschaft unter mir lag. Oder — Sie lieben vielleicht Göthen nicht?“

„Doch, Herr Graf!“ antwortete, ihre Bewegung unter Lächeln verbergend, Marianne. Im Vertrauen dieser heiligen Waldeinsamkeit darf ich bekennen, daß ich so unchristlich bin, Göthen zu lesen und zu lieben. Ja, er ist meine Zuflucht in Freud und Leid, trägt mich in jener, erhebt mich in diesem. Und wenn ich einmal so unglücklich bin, weder Freud' noch Leid zu haben, dann

erkenn' ich erst recht, daß ich doch ihn habe, der alle Wüsten eines Menschenlebens mit seiner ewigen Schöpfung ausfüllt."

„O wie lieb ist das!" rief Albert. „Lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken für dies Bekenntniß, theure — darf ich Freundin sagen? Aber hier bei uns sollen Sie doch keine solche Stunden der Herzenswüste haben, Marianne! Lieber will ich Ihnen gleich den ganzen vierzigbändigen Göthe in Saffian gebunden auf Ihr Zimmer stellen! Hilf, Samiel! werden dann gewisse Leute rufen. Wahrlich, am guten Willen unserer Frommen liegt es nicht, daß nicht über Nacht eine christliche Barbarei hereinbreche, wie ein Londoner Nebel, aus dem uns alle Menschenverachtung und egoistischer Hochmuth feuchtkalt und steinkohlenschweflich anhauche. O ja, ich habe schon auf meinen Besuchen dies Rabenkrächzen zu hören bekommen, und werde meine Noth mit ihnen haben gerade da, wo ich etwas Humanes, etwas Christliches in's Werk richten möchte. Doch davon ein andermal, Marianne! Ich möchte uns nicht den herrlichen Abend verderben, der — sehen Sie einmal, wie er da mit Gold und Purpur strahlend durch die hohen Schafte der Fichten glüht, wie ein Allerheiligstes durch Tempelsäulen."

Sie blieben ein Weilchen stehen, und blickten in den Sonnenuntergang, schweigend zu dem Flüstern, das wie

Gebet durch die Fichtenwipfel ging. Dann weiter schreitend sagte Marianne:

„Ich kenne schon etwas von Ihren edlen Absichten, Herr Graf, und kann mir denken, daß Sie auch mit Ihren Standesgenossen in Widesrpruch kommen werden.“

„So? Sie wissen — und gewiß von mißbilligenden Stimmen?“ fragte er.

„Verzeihung, Herr Graf, im Gegentheil von einer kleinen Schwärmerin für Sie, von der Tochter des Metropolitans.“

„Ei, eine Schwärmerin aus diesem Neste?“ lächelte Albert. „Nun ja, junge Mädchen können sich schon im Schwärmen schwebend erhalten; wir Männer aber fallen oft hart heraus, und werden lahm auf dem Boden des Wirkens. Was bleibt uns zuletzt gegen geschloß'nen Widerspruch übrig, als — Aufgeben!“

„Ich sehe Sie mißmuthig, Herr Graf,“ sagte mit innigem Ausdrucke Marianne. „Das schmerzt mich. Denn, wissen Sie, ich habe — aus den Fenstern der Einsamkeit heraus, wo Sie einst, sagten Sie ja, Ihre Zukunft träumten, habe mich auf das Glück gefreut, das werden und wachsen zu sehen, was Sie umher schaffen wollen. O Sie dürfen Nichts, gar Nichts davon aufgeben, um keines Menschen, um keines Königs willen. Welche Wüste würde Ihnen dann übrig bleiben, welche Oede des Mißmuths, aus der Ihnen kein Göthe helfen

könnte; denn Sie mit edelm Sinn und reichen Mitteln sind ja keine verlaß'ne Schulmeisterstochter, wie ich, die sich muß auf fremden Schwingen tragen lassen. Und dann, — vergessen Sie nicht: Das Beste, was ein Mensch vermag, ist er seiner Zeit schuldig."

„Marianne!" rief Albert. Woher haben Sie dies Wort? Doch nein, verzeihen Sie die alberne Frage! Ich wollte sagen — Sie geben mir eine Losung, und beantworten damit eine Frage, die ich eben an mein Mißgeschick gethan hatte. Sehen Sie, als ich so recht schwer von Verdruß über meinen heutigen Besuch und — über so Manches dort herauf ritt, rief es in meinem Innern: Und keine Seele, die dich versteht und dir vertraut? In diesem Augenblick treten Sie aus der bretternen Hütte hervor, und ich erkenne Sie. Ich denke mir Nichts dabei: es wird mir nur augenblicklich recht heiter im Herzen. Nun aber bringen Sie mir das bedeutende Wort entgegen, die edle Parole, mit der ich den Ueberfall der Muthlosigkeit und eine Welt des Widerspruchs besiegen kann. Sehen Sie, darum fragte ich, woher Sie das Wort haben. O Sie haben es aus der Eingebung Ihres Herzens, und ich danke Ihnen. Wahrlich, das Beste, was ich vermag, will ich der Zeit schuldig sein!"

Wer weiß, wie weit noch im Einverständniß zwei so aufgeregte Herzen, besondes unter der Begünstigung

des dämmernden Waldes, gekommen wären, hätten nicht grüßende Stimmen das vertrauliche Paar erst erschreckt und dann erfreut. Heimberger und seine Frau riefen Guten Abend, und Marianne, tief aufathmend, eilte in die Arme der Freundin, entzückt, wie sie sagte, von dem herrlichen Abendhimmel.

Albert aber, männlich unbefangener, sprach sich über den edeln Gedanken aus, den ihm Fräulein Marianne eben zur Aufmunterung seines Muthes gespendet habe. Er erzählte, mehr leidmüthig als entrüstet, ein unangenehmes Begegniß, das er heut' mit dem Baron Bardewitz gehabt, jedoch um der Ehrlichkeit des alten Polterers willen bei seinem Scheiden ausgeglichen habe. Nun kenne er aber das Mißtrauen und den lauernden Widerwillen so mancher seiner adeligen Nachbarn, und müsse sich auch noch auf die heuchlerische Unselbständigkeit der Landbeamten und auf die salbungsvolle Gehässigkeit der Landpfarrer gefaßt machen. — „Und wahrlich! man soll mich auch gefaßt finden!" rief er aus. Ich habe hundertmal das stolze Wort gehört: Noblesse oblige; nun aber ist mir auch ein Inhalt für diese vieldeutige Redensart gegeben. Was ich Gutes vermag, bin ich der Zeit, bin ich meiner nächsten Welt schuldig. Das ist es!"

„Ja," versetzte Heimberger, „und das ist bei Ihren persönlichen und Glückesgaben viel. Sollte uns nun

aber dieser Inhalt nicht auch auf den Begriff der noblesse zurückführen, wodurch wir den ganzen Umkreis der „Obligirten“, der Verbindlichen kennen lernten? Vielleicht dürften wir sagen: — Die Bildung und Freiheit, etwas Ideales im Leben zu verwirklichen, mache den Menschen adelig?“

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung erwiderte Albert:

„Auch abgesehen, lieber Heimberger, von dem Standesadel, der auch ohne dies seine geschichtliche und gesellschaftliche Berechtigung hat, scheint mir Ihre Erklärung doch mehr nur die rein menschliche Bestimmung unseres Lebens überhaupt zu bezeichnen. Das etwa, was der Engländer einen Gentleman nennt, was aber, ob es gleich die beschränkte, abhängige Masse der Menschen ausschließt, doch vielleicht noch nicht für einen absonderlichen menschlichen Adel gelten dürfte. Was sagen Sie dazu, Fräulein Marianne?“ —

Man war eben aus dem Walde getreten und beging den sanft abschüssigen Anger; unten schimmerte der See, und die dunkle Masse des Schlosses lag im röthlichen Abendhimmel wie von einem Lichtkranz eingefaßt.

Marianne antwortete bewegt, aber lächelnd:

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf! Ich fühle im Augenblicke, daß ich noch nicht einmal zu denen gehöre, für welche unser lieber Freund Heimberger

noblesse in Anspruch nimmt. Es fehlt mir allerwenigstens an der dazu gehörigen Unabhängigkeit. Ich werde Alles gesagt haben, wenn ich um die Erlaubniß bitte voraus zu eilen: ich fürchte Ihre Gnaden die Frau Gräfin ist vor mir zurück und wartet auf mich."

Mit zierlicher Verneigung eilte sie fort. Die Andern sahen ihr lächelnd nach, und zum ersten Mal, wie es schien, machte die einnehmende Erscheinung Mariannens, — ihre edle Gestalt, der elastische Schritt, die schwebende Anmuth ihrer Haltung, einen bewußten Eindruck auf das Herz des jungen Grafen.

Zehntes Kapitel.

Ein Hauskonzert.

Schon der verstorbene Graf, Alberts Vater, hatte als Freund und Kenner der Musik zuweilen kleine Konzerte für seine oft zahlreichen Gäste gegeben. Dazu war aber nie der große Gesellschaftssaal verwendet worden, dessen überladene Verzierungen an Fenstern und Wänden ohnehin auch die Töne der Musik leicht verschlungen hätten; sondern die Gesellschaft begab sich zur rechten Zeit durch einige anstoßende Spielzimmer nach einem hinteren, einfach eingerichteten Sälchen.

Hier hatte denn auch Albert seine musikalischen Abende angeordnet, und ließ die wenigen Zuhörer, die geladen waren, gleich hier einführen. Da er den Standesstolz seiner Mutter kannte und ihr um so lieber mit Aufmerksamkeit entgegen kam, als er in andern Stücken gerade ihren angelegensten Wünschen

auszuweichen suchte: so hatte er es so eingerichtet, daß die Gouvernante seine Gäste empfing und unterhielt, bis alle beisammen waren. Dann erst brachte er selbst die Gräfin am Arme geführt und von der Comtesse und Adelen begleitet in den Saal, wo drei Sessel für dieselben, etwas rechts vor den Sitzen der Gäste, bereit standen. Auf einer kleinen Erhöhung war der Flügel zwischen den Pulten und Stühlen der Spielenden angebracht.

Nur in Einem hatte es der junge Graf bei seiner klugen Absicht versehen: die vornehme Absonderung der Gräfin bewirkte sogleich eine Scheidung unter den Gästen, die sich denn auch nach einer eingebildeten Rangordnung in ihrer ersten Mischung trennten. Der Metropolitan mit Frau und Töchtern zog sich vom Pfarrer Heimberger und dessen Frau, — der Amtmann vom Actuar und dessen alter Mutter zurück; der Magister mit seinem hübschen Frauchen blickte rechts und links nach einem geeigneten Platze umher, indeß einige bürgerliche Gutsbesitzer aus dem Ort und der Nachbarschaft unbedenklich die hintersten Stühle ergriffen, die wie die vorderen um kleine, runde Tische gestellt waren.

Marianne, sobald sie diese gerinnende Bewegung in der kleinen Versammlung bemerkte und errieth, nahm rasch ihre Freundinnen, die Frau des Pfarres Heimberger und die anmuthige Magisterin, am Arm und

nöthigte sie an das der Gräfin zunächst gestellte Tischchen. Nun wandelte nur der Doktor Kohlhepp, der in Folge seiner wiederholten Aufwartung im Schlosse ebenfalls eingeladen war, gesprächig von einem zum andern Tischchen; nicht als ob er seinen angemessenen Platz suche, sondern weil er Alle, Vornehm und Gering, für gleichberechtigt ansah gelegentlich einmal krank und von ihm behandelt zu werden. Nur die Gouvernante vermied er, und warf zuweilen einen mißtrauischen Blick nach ihr, besonders als sie sich sehr vertraut mit Emmy unterhielt, um die er sich fortwährend bewarb.

Kaum hatte er endlich einen Sitz und von dem angebotenen Thee mit Backwerk genommen, als Marianne an ihn herantrat und mit einer besonders ernsten Miene sich nach Frau Schappers erkundigte. Sie war von der Erinnerung an diese Person selbst zu befangen, um der Betroffenheit des Arztes über diese Frage zu achten.

„Frau Schappers?" erwiderte er. „Wissen Sie Etwas von ihr?"

„Das nicht, Herr Doktor; aber sie will bei der Herrschaft empfohlen sein, und hat sich —"

„Hat sich dabei auf mich berufen?" fiel er beunruhigt ein.

„Auch das nicht," fuhr Marianne fort, „sondern hat sich zur gelegentlichen Krankenpflege angetragen. Nun

wissen Sie, wie sehr unser Patient, der gute Kammerdiener Horst, der aufmerksamsten Pflege bedarf, und ich habe bemerkt, daß die Dienstboten, denen sie aufgetragen ist, ihn sehr vernachlässigen. Könnte ich also wohl die besagte Frau bei Ihro Gnaden der Gräfin als Aufwärterin empfehlen?"

„O ja, das können Sie unbedenklich!" versetzte er, merklich erheitert. „Die Frau ist sehr tüchtig und erfahren. Ich kenne sie schon von früher her aus der Stadt und aus der Klinik, und habe sie selbst bei schweren Kranken gebraucht — heißt das, beobachtet."

Er brach rasch ab, als fürchte er über jene früheren Beziehungen Argwohn zu erregen, und Marianne sagte:

„Das ist mir lieb zu hören. Der gute Vater Horst liegt mir sehr am Herzen, und ich will nachher mit der Frau Gräfin reden. Wird sie es genehmigen, so lasse ich die Frau gleich rufen, und Sie sind wohl so gefällig und geben ihr draußen die nöthige Anweisung."

Eben war Pfarrer Heimberger herangetreten, sie abzuholen. — „Wir sollen anfangen!" sagte er, und führte sie zum Flügel, neben den er sich mit seinem Cello setzte.

Das Piano hatte nur eine einfach anmuthige Begleitung zu den reichen und schwierigen Sonatepassagen der Kniegeige; die Gräfin sprach sich aber nur über Marianne mit Lob aus, und zwar laut genug, um den

respektvollen Zuhörern Muth zu Beifallsäußerung zu machen, auf die sie hernach für die Comtesse rechnete.

Diese wurde denn nach kurzer Pause von Albert an den Flügel geführt, wo sie la cascade von Pauer ausführte.

Kaum hatte sie angefangen, als die Gräfin den Metropolitan zu sich winkte. — „Vortrefflich, nicht wahr?“ flüsterte sie. „Ein Kenner, wie Sie, weiß die Schwierigkeiten zu schätzen, die das Musikstück mit sich bringt. Ich bin so stolz auf die Talente meiner Pathe wie eine Mutter, habe dabei aber den Vortheil es freier aussprechen zu dürfen, als es sich für die wirkliche Mutter schicken würde. Wir wollen sie auch recht ermuntern, damit sie Muth fasse.“

Delius ließ es denn auch nicht fehlen, und kaum hatte der letzte Accord ausgetönt, als er mit Hand und Mund den lautesten Beifall aufregte. Er eilte der Comtesse, wie sie die drei Tritte der Bühne herab hüpfte, mit den Worten entgegen:

„Ganz vortrefflich, gnädige Comtesse! Man muß die schwierigen Passagen kennen, um zu erstaunen, wie leicht, wie perlend Sie Alles vorgetragen. Und wie haben Sie das Hauptmotiv in ausdrucksvoller Weise hervorgehoben! Ganz zum Erstaunen!“

Die Damen umgaben Eugenien mit einem Kranze von Lobesverneigungen, während die Gräfin-Mutter

ihrem Sohne aufmunternd zulächelte. — „Das sind charmante Abende, Albert!“ sagte sie, „die müssen wir recht oft wiederholen!“ — „Aber, Liebchen,“ fuhr sie gegen die Comtesse fort, „bist Du nicht zu müde? Ich höre von Albert, Du wirst uns noch mit einem Gesang beschenken?“

„Nur ein paar Augenblicke!“ bat Eugenie, und die Gräfin meinte, ob nicht die gute Weikart vorher etwas geben wolle.

„Verzeihung, gnädige Mama!“ trat Albert dazwischen, „das ist zum Schlusse bestimmt, es eignet sich zum Schluß; die brillante Arie der Comtesse muß doch vorausgehen.“

„Ja, lieber Albert, komm'!“ rief sich erhebend die Comtesse.

Diese vertrauliche Anrede, absichtlos aus aufgeregter Empfindung und alter Gewohnheit entschlüpft, befremdete Alberten, der ihr, seltsam lächelnd, die Hand reichte. Marianne erblaßte unbemerkt, und ein Stich ging ihr durch's Herz. Dies Herz, so schwesterlich gestimmt für alle, die Albert liebten, empfand einen Widerwillen gegen die Comtesse, die wieder geliebt sein wollte. Doch ehe sie ihrer Empfindungen klar werden konnte, stand Eugenie neben dem Flügel, auf welchem der Magister die Einleitung der großen Arie aus Faust spielte, die sie mit starker, klangvoller Stimme sang.

Der Vortrag war schulgerecht, und weniger des Schmelzes, als des leidenschaftlichen Ausdrucks entbehrend. Der Gesang wirkte, wie er es überhaupt thut, noch lebhafter, als ihr voriges Clavierspiel, auf die gemischten Zuhörer. Die Gräfin konnte zufrieden mit dem allgemeinen Beifall sein, und sie war in der That auf das Gnädigste gestimmt. Denn als der Magister zu seiner Frau trat, näherte sie sich ihr zu sagen, wie viel Dank sie ihrem Manne um der Comtesse Eugenie willen schuldig sei.

Sie nahm dabei eine hübsche Vorstecknadel von ihrer Brust, und reichte sie Mariannen mit den Worten hin: „Stecken Sie doch dem guten Frauchen das aufgegangene Tüchelchen ein wenig fester!"

Und der überraschten Frau selbst sagte sie freundlich: „Behalten Sie die Kleinigkeit zum Andenken an den schönen Abend!"

Zum Beschlusse des Konzerts führte Heimberger noch einmal Mariannen zum Flügel und begleitete sie wieder mit seiner Gambe zu Schuberts Ave Maria.

Dies Spiel war ganz gemacht, ein inniges Entzücken zurückzulassen. Hiermit stimmte auch die Anerkennung Alberts überein, der sich mit zartem Takte gegen Marianne, so oft sie etwas spielte, stets nur lobend über das vorgetragene Musikstück äußerte; wäh-

rend er gegen die Comtesse mit Artigkeit ihr persönliches Leisten hervorhob.

Ein kleines Abendbrot mit Wein wurde umher gereicht, und belebte die verschiedene Unterhaltung an den getrennten Tischchen. Die Gräfin brachte es in ihrer Umgebung auf die Hausmusik in England, und Albert scherzte über die bewußte Beflissenheit der englischen Familien, Musik auch ohne Talent zu treiben, und den Musiker von Profession gut zu bezahlen, ohne ihn feinsinnig zu behandeln. — Dem Volk im Ganzen, meinte er, geht gar sehr der rechte Sinn für die idealen Künste ab. Die Vornehmen sind reich, sie kaufen das Schöne, und schätzen es nach dem Besitze; mit dem Künstler finden sie sich durch die Bezahlung ab. Den Geschäftsleuten aber, deren Arbeitskraft in Erstaunen setzt und erstaunliche Gewinnste bringt, geht leicht der Begriff und die Schätzung für das Kunstwerk aus, das ja den Sieg des Gedankens über die Arbeit feiert, und so achten sie den Künstler gering, der nicht recht arbeitet, und doch gutes Geld verlangt. Reichthum und Nützlichkeit stehen begreiflich in höchster Geltung bei einem Volke, das sich mit vieler Selbstgefälligkeit ein praktisches Volk nennt.

„Und, nicht wahr, der Unterschied der Stände ist da noch sehr respectirt?“ fragte die Gräfin. „Ich meine, anders als in Frankreich. Ist es nicht sonder-

bar, daß wir die gute Conversation noch gern französisch machen, während doch dort die gute Gesellschaft — wie soll ich sagen —?"

Sie sah bei diesen Worten zufällig Heimbergern an, den sie sonst nicht leicht in die Unterhaltung zog, und er versetzte lächelnd:

„Ew. Gnaden könnten vielleicht, wenn auch anders gemeint, sagen was jener Russe, der von Paris nach Petersburg zurückkam, einer Fürstin, die ihn fragte, wie ihm dort die gute Gesellschaft gefallen habe, antwortete: Pour la bonne Société, Madame, je ne la connois pas; mais la mauvaise est excellente."

Man lachte, und der Metropolitan, um in der Unterhaltung nicht zurück zu bleiben, rief mit Salbung.

Ja, jene christliche Ordnung in der menschlichen Gesellschaft, nach der Ew. Gnaden fragen, verschwindet dort mehr und mehr. Hoffentlich aber haben wir uns unabhängiger in der Nachahmung einer Nation gemacht, deren Herrscher nicht mehr — der allerchristlichste heißt.

„Allerdings, liebe Mutter," sprach Albert, „wird die hohe Aristokratie nirgends mehr, als in England respectirt; allein Sie wissen ja auch, daß das Bürgerthum dort in die Aristokratie emporwachsen kann, und die Aristokratie wieder Absenker in bürgerlichen Boden wachsen läßt. Uebrigens liebt man es jetzt bei uns, manches als christlich zu bezeichnen, was sich eben

nur in christlichen Jahrhunderten ausgebildet hat, ohne gerade im Wesen des Christenthums zu liegen. Wie wollte man den Standesunterschied der Menschen christlich nennen, da doch das Christenthum eine Gleichheit aller Menschen lehrt?"

„Freilich eine Gleichheit vor Gott!" bemerkte Heimberger, „nicht im Staat und in der Gesellschaft."

„Und wenn Sie mir eine Bemerkung erlauben," wendete Marianne flüchtig erröthend ein, „so sind die Menschen nicht einmal in ihrem Verhältniß zum Göttlichen einander gleich, weder an Tiefe der Erkenntniß, noch an Innigkeit der Verehrung. Eine Gleichheit der Menschen vor Gott kann mithin nur bedeuten, daß weder die verschiedenen Vorstellungen, die sie sich von ihm, dem durchaus Unbegreiflichen bilden, noch die verschiedenen Formen unter denen sie ihn anbeten, in seinen Augen einen Unterschied machen. In diesem Sinne läßt Goethe seinen Paria beten:

„Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest Alle schelten!"

Während auf diese Worte der Metropolitan, mit Hinblick auf die Gräfin, lebhaft mißbilligend den Kopf schüttelte, rief Albert:

„Ganz recht, Fräulein Weikart! Wir werden mithin auch in der höchsten Region unseres Daseins auf die ursprüngliche Ungleichheit der Menschen in ihren

Gaben und Neigungen, in ihrer Kraft und Richtung hingewiesen. Diese natürliche Ungleichheit bringt dann für das Zusammenleben der Menschen auch eine Ungleichheit ihrer Leistungen und Bedürfnisse mit sich und führt so zu einer Ungleichheit der Stellung, der Bildung, ja selbst dessen was man Glück nennt, und was meist mit Takt und Thätigkeit eines Menschen inniger zusammenhangt, als man es bemerken kann; so daß wir eher uns selbst, als das Glück blind nennen sollten."

„Ganz einverstanden, Herr Graf!" fiel Heimberger ein. „Ich bin auch gar nicht für eine mißverstandene „Gleichheit" mit ihren wunderlichen und verwerflichen Ansprüchen, mit denen alle Selbstbescheidung und Zufriedenheit aus der Gesellschaft der Menschen zu schwinden droht. Keiner will mehr den natürlichen und nothwendigen Unterschied der Stellung im Leben anerkennen, wenn es darum gilt, sich mit dem mehr oder minder beschränkten Antheil an den Lebensgütern und Berechtigungen zu begnügen, der mit jedem Stande verknüpft ist. Der gemeinste Arbeiter, der vielleicht von einem einzigen Handgriff oder rohen Werkzeuge lebt, aber einen Paletot, ein Beinkleid nach demselben Zuschnitte trägt wie der Baron, der Banquier, der Professor, wundert sich oder murrt, daß er nicht auch gleiche Ehre, gleiche Genüsse und Vortheile im Staatsleben haben soll, wie diese. Dadurch, daß man aufhört in den

Sitten, Gewohnheiten und Rechten seines Standes das äußere, achtbare Maaß für seine Bedürfnisse und Ansprüche fest zu halten, entsteht das moderne Proletariat, das für seine Einbildungen und Gelüste Maß an seinem Egoismus nimmt, in dessen Natur es liegt, sich in nichts zu beschränken und keine Schranken anzuerkennen."

Nach einem Weilchen sagte Marianne:

„Wie aber dann, wenn ein Mensch nicht mit strafbarem Begehren nach fremden Rechten, Ehren und Genüssen, sondern im Gefühl seiner Talente, seiner Kraft und Bildung über die Schranken seiner untergeordneten Stellung hinausstrebt?"

„Da treffen Sie den Punkt, auf den es ankommt," versetzte mit beifälliger Geberde der Graf, — den Punkt von dem nicht mit Unrecht die Beschwerden gegen die Einrichtungen im Staat, gegen die Vorurtheile der Gesellschaft ausgehen, — Ueberlieferungen, die beiden zum Nachtheile gereichen. Solchem Streben muß Raum gegeben werden; die Stände müssen geschlossen, aber nicht ausschließend sein. Von Natur sind die Menschen ungleich, aber mit der Natur sind sie es nicht. Gibt man zu, daß die Glückseligkeit des Menschen in der Uebereinstimmung seines — ich muß mich so ausdrücken — seines Genius mit seiner Lebensaufgabe bestehe: so hangt alles von der Erkenntniß seines Berufs und der Wahl seines Standes ab. Wahl

muß mithin eben sowohl gegeben sein, als Selbstbescheidung neben derselben geboten bleibt.

Indem aber der vergnügte Sprecher die Ungeduld der Gräfin bemerkte, setzte er rasch hinzu:

„Aber, ihr Herren, wir vergessen dabei, daß es auch eine Selbstbeschränkung für die Conversation gibt. Nicht wahr? — Liebe Mutter —!“

Die Gräfin hatte sich erhoben, und gab das Zeichen zum Aufbruch. Albert bot ihr den Arm, die Comtesse schloß sich zu seiner Linken an, und Marianne folgte mit Adelen. Hinter ihnen hörte man Heimberger sagen:

Und ja wohl bleibt bei aller Freiheit im Staat, bei aller Bildung in der Gesellschaft noch immer an den Sympathien und Antipathien der Menschen, an der Ungunst der Zustände im Gemeindeleben, an der Unberechenbarkeit der Weltereignisse gar viel und vielerlei zurück, was auch den Besten und gerade diesen eine traurige Selbstbescheidung, ja das schmerzlichste Entbehren auferlegt, — ein Feld für die ausgleichende Liebe.

„Das ist es, Herr Collega!“ antwortete Delius halblaut. „Ich war immer der Meinung, daß der Demokratie der bethörenden Gleichheit nur die Diakonie christlicher Liebe entgegen wirken könne.“

„Die Nächstenliebe, Papa!“ flüsterte Emmy, und

machte sich mit dem Ellbogen breit gegen den herantretenden Doctor Kohlhepp. —

Marianne kam bewegt auf ihr Zimmer. Das Fenster nach dem Parke stand noch geöffnet, und sie blickte träumerisch hinaus. Der Vollmond spielte in den sanft bewegten Wipfeln der Bäume. Geheimnißvoll wie er, webte der Gedanke einer ausgleichenden Liebe in den aufsteigenden Empfindungen ihres Herzens, und sie athmete mit der milden Frühlingsluft in tiefen Zügen eine freudige Sehnsucht ein. Aus einem entfernten Gebüsche ließ sich zum erstenmal eine Nachtigall hören. Marianne erschrak ordentlich, als vernehme sie einen Zuruf, daß sie verstanden würde. —

Elftes Kapitel.

Bei Heimberger.

Der heitere Abend hatte doch am andern Morgen bei der Gräfin einen kleinen Niederschlag verdrießlicher Stimmung hinterlassen. Sie blieb auch nicht unklar über den Grund ihrer Unzufriedenheit. Die Bewirthung einer so gemischten Zuhörerschaft war ursprünglich nicht nach ihrem Sinn gewesen, und nun fand sie sich darin bestätigt: — es war ja wirklich etwas daraus hervorgegangen, wozu der Abend nicht bestimmt gewesen, — eine ungehörige, verwilderte Conversation, wie sie es nannte. Sie erinnerte sich einer Aeußerung ihres alten Freundes vom Hofe her, des Hofmarschalls von Barchim, auf dessen kluge Gedanken oder absonderliche Einfälle sie sich mit Vorliebe berief. — Die Menschen haben vieles mit den Hunden gemein, hatte er behauptet: wenn man sie hinter den Ohren

kraut, kuschen sie, giebt man ihnen aber zu fressen, so werden sie überlustig. Gebt euern bürgerlichen Gästen Musik zu hören; aber ohne Bewirthung; denn die Menschen sind wunderliche Geschöpfe: wenn man sie füttert, werden sie gemüthlich, und geben zum Dank für das, was sie schlucken, das tollste Zeug von sich; ja sie lassen, wenn sie dabei auch noch zu trinken bekommen, alles hoch leben, was man viel lieber heut als morgen zum Kuckuk wünschen möchte.

Schon den Gegenstand der Unterhaltung fand sie verwerflich. Den Unterschied der Stände, die hohe Geltung des Adels, sollte man gar nicht prüfen und aus Gründen billigen, sondern als bestehend mit Stillschweigen anerkennen, — veneriren, nicht philosophiren. Darin halte ich es mit dem Papste, meinte sie: — man soll meine Lehre gar nicht als vernünftig beweisen wollen, man soll sie glauben, auch auf die Gefahr an Unvernunft festzuhalten.

Was dabei die Gräfin noch besonders verdroß, war das Benehmen Alberts. Sie zweifelte nicht an seinem gerechten Stolz, und überredete sich, daß er nur diesen Leuten zu gefallen den Freisinnigen gespielt habe. Offenbar aber liebte er gelehrte Erörterungen, geistreiche Gesichtspunkte, sentimentale Phantasien, und das hatte er nur von dem fatalen Heimberger, seinem Erzieher. Sie konnte nicht verwinden, daß ihr dadurch

der ganze Abend verdorben war, von dem sie sich einen entscheidenden Eindruck auf Alberts Herz zu Gunsten Eugeniens versprochen hatte. Statt dessen war er viel aufmerksamer für die schulmeisterlichen Einfälle dieser Weikart gewesen. Sie setzte dies, verblendet von ihrem Stolze, nur auf Rechnung seines falschen Geschmacks, und nahm sich vor ihn auf diesen unadlichen Sinn aufmerksam zu machen, um so mehr, als sie damit seinem unentschloss'nen Herzen einen Antrieb zu geben hoffte.

Unter diesen Betrachtungen empfing sie die Ihrigen zum Frühstück, aufgeräumt von Aussehen, was sie innerlich am wenigsten war.

„Ihr habt wohl alle gut geschlafen?" sagte sie. „Es war ein gar schöner Abend. Nur wirst auch Du, lieber Albert, eine Erfahrung gemacht haben, die wir uns für ein andermal merken wollen. Es waren doch etliche Personen da, die mehr Geschmack für das verriethen, was nach der Musik folgte. Das verdarb doch einigermaßen die Nachwirkung eures vortrefflichen Spiels. Von unsern nachbarlichen Landwirthen will ich nicht reden: denen wolltest Du einmal eine Freundlichkeit erweisen, und solche mußte freilich mehr auf Schüsseln und Flaschen, als auf Noten gesetzt sein. Aber, — wie gefällt Dir der neue Doctor?"

„In seinem Benehmen, meinen Sie?" antwortete

Albert. „Ich gestehe, daß ich wenig auf ihn geachtet habe. Er scheint aber ein guter Chemiker zu sein; er macht Experimente in einem eigenen kleinen Laboratorium, und dies soll mir für manches Unternehmen zu gut kommen."

„Das mag sein," fuhr die Gräfin fort; „aber er bringt auch etwas von seiner Scheidekunst mit in den Salon: in's Gesicht sehr unterwürfig mit frommer Miene, sobald er sich aber unbemerkt glaubt, keck und verwegen. Ich gestehe, er sagt mir nicht zu."

„Schon sein Blick hat etwas Lauerndes, Unheimliches," bemerkte Marianne.

„Aber auch Sie, Weikart," fuhr die Gräfin auf, „schleppen Sie sich nicht soviel mit der Tochter des Pfarrers, mit dieser Emmy: das scheint mir ein sehr vorlautes, unmanierliches Ding!"

„Ja wohl, Ew. Gnaden," erwiederte Marianne, etwas betroffen; „aber das Mädchen ist sehr begabt, und scheint mir guter Winke und Zurechtweisungen recht bedürftig — von Haus aus. Die Kleine dauert mich."

„Dann hätten Sie gestern auch etwas singen sollen," sprach die Gräfin weiter, „gerade zur Abwechslung mit Ihrer Altstimme. Sie halten so mit Ihrem Gesang zurück; eine Altstimme kann sich immer neben dem brillantesten Sopran hören lassen. Sie discutiren lieber

über gelehrte Materien: das wollen wir den Männern überlassen, die darin meist schon zu viel thun."

Indem sie mit diesen Worten nach Eugenien umblickte, die im Arbeitskorbe der Gräfin kramte, sah Albert, Mariannen vertraulich an, und lächelte ihr ermunternd zu, als ob er sagen wollte: Lassen Sie sich von keiner bösen Laune anfechten!

„Wann ist Deiner Tante Geburtstag, Eugenie, — der Tante Edesheim?" fragte die Gräfin.

„Den 3. Mai, gnädige Pathe?" war die Antwort.

„Dann haben wir nicht viel Zeit mehr!" sprach die Gräfin weiter. „Du erinnerst Dich, Albert, der Generalin Edesheim, noch von ihren letzten Besuche auf Schloß Dahnstein.

„Ja wohl!" antwortete er lächelnd. „Aber — Tante?"

„Nun ja!" versetzte sie. „Der General Edesheim war doch ein Stiefbruder von Eugeniens Mutter."

„Die Generalin ist bürgerlicher Herkunft, nicht wahr?" fragte Albert.

„Das hat sich inzwischen ziemlich vergessen gemacht," antwortete sie. „Aber sie besitzt ein charmantes Vermögen, kinderlos, und unsere liebe Eugenie ist ihr Liebling."

„Ah!" lächelte Albert, „und ist nun auch Witwe geworden?"

Ja, wie ich Dir geschrieben, und ist nach Nienstedt gezogen, wo ihr Schwager als Präsident steht. Im Sommer bezieht sie das Gut drunten am See, das allerliebste Schweizerhaus. Nun haben in den beiden letzten Jahren Eugeniens Eltern den Geburtstag bei ihr gefeiert, und sie dann mit nach ihrem Sommeraufenthalt genommen. Die Generalin war so erfreut davon, daß sie es sich für alle Jahre ausgebeten hat. Da nun unsere Dahn's noch in der Residenz sind, und Eugenie unser Gast ist: so habe ich mir ausgedacht, daß wir diesmal hinfahren, und zwar möchte ich einige Tage früher, da ich verschiedene Einkäufe zu machen habe. Wir nehmen dann die Generalin mit hierher, machen ihr einen kleinen angenehmen Aufenthalt, und bringen sie nach ihrem Schweizerhause, wo bereits, wie ich höre Einrichtung zu ihrem Empfange getroffen wird.

Eugenie war entzückt über dies Vorhaben, während Albert schweigsam und nachdenklich geworden war. Die Gräfin aber, die bei ihrem etwas gebieterischen Charakter in Dingen, die zu ihrer Berechnung gehörten, nicht leicht Widerspruch erwartete, nahm auch Alberts Schweigen für Zustimmung, während er selbst nur an sich hielt, um sich einer annehmbaren Ausflucht zu besinnen, da er nicht mitzugehen dachte. —

„Geh'n wir auch mit, — Mademoiselle Weikart und ich?" fragte lebhaft die kleine Adele.

„Zu so vielen dürfen wir nicht kommen, mein Kind!" versetzte die Mutter, „zumal noch von andern Seiten Gäste dort eintreffen. Indeß nach Dir wird die Generalin fragen. Mademoiselle Weikart hält indeß hier Haus, und ich schreibe Ihnen wegen der Einrichtung die für uns und die Mitkommenden zu machen ist. Dann aber thun Sie mir auch den Gefallen, meine Gute, und üben sich einige Gesangstücke ein. Ich denke nämlich, lieber Albert, während der Anwesenheit der Generalin geben wir einen zweiten musikalischen Abend und — für bessere Zuhörer. Gib mir den Kalender, Eugenie!"

Sie schlug ihn auf und rechnete: der 3. Mai fällt auf Montag, Kreuzerfindung. — Kreuzerfindung unberufen! — Heut haben wir den 23. So gehen wir, denk' ich, nächste Mittwoche früh, fahren bis zur Eisenbahn, und erreichen Nienstedt noch zeitig vor Mittag. Hoffentlich haben wir bis dahin auch noch einmal Briefe von den Eltern, Eugenie, und ich hoffe, bis zu unserm Konzert sind sie wieder zurück.

Albert, in Besorgniß noch mit seiner ausdrücklichen Erklärung in die Ueberlegung des Vorhabens mit hinein gezogen zu werden, stand auf, indem er sagte:

„Ich werde unsere ausführbaren Musikalien durch-

gehen, und auf ein recht ansprechendes Programm für jenen Abend denken. Suchen Sie sich selbst ein paar Lieder aus, Fräulein Weikart, die wir dann einüben. Und Sie, Comtesse, bringen wieder etwas recht Glänzendes, Hinreißendes. Wir überlegen das zusammen, und nehmen den vortrefflichen Magister Klippmüller zu Hülfe beim Einüben. — —"

Es trieb ihn nach den einsamsten Anlagen des Parkes. Zu seiner ursprünglichen Abneigung vor der Mitreise nach der Provinzialstadt war nun der Umstand gekommen, daß Marianne zurück bleiben sollte. Diese Fügung, die ihm so glückliche Tage vertraulichen Umgangs versprach, ängstigte ihn doch auch auf einen Vorwand zu sinnen, der ihn nicht in den Verdacht setze, daß er um Mariannens willen zurückbleiben wolle. Es war zum ersten Mal, daß ihm eine solche bewußte Vorsicht aufstieg, nachdem er sich bisher in andern Stücken unüberlegt, mit gutem Takt, gegen die Gouvernante benommen hatte. Diese Ueberlegung erschwerte ihm auf der einen Seite jede Ausflucht, die ihm sonst wohl zu einer Entschuldigung genügt hätte, trieb ihn aber auch wieder um so entschiedener zu dem Muthe an, um alles das Glück fest zu halten, das sich ihm für sein Zurückbleiben darbot. So kam er zuletzt auf die Betrachtung, daß er ja gar keiner Entschuldigung bedürfe, daß er sein eigener Herr sei, und

die gewohnten Rücksichten für seine Stiefmutter da einmal übersehen dürfe, wo sie selbst auch mehr ihre eigenen Berechnungen, als seine Wünsche im Auge habe. Zugleich schien es der schönen Erwartungen die er sich machte würdiger zu sein, wenn er sie durch offene Wahrheit verdiente, statt sie unter täuschenden Vorwänden zu erschleichen. Er wollte es der Gräfin offen bekennen, warum er das Fest der Generalin und die Stimmung ihrer vielleicht allzulustigen Gäste zu vermeiden dächte.

Indem er nun mit dieser innern Erhebung überdachte, was er denn eigentlich von den erwünschten Stunden so Frohes und Liebes erwarte, empfand er ein unbeschreiblich heiteres Vertrauen, dem er sich einmal mit voller Seele hingeben wollte. Er überlegte, wie vom ersten Augenblicke der Einkehr in seine Besitzung sich ihm mehr und mehr alle Verhältnisse verrückten, innerhalb deren er die Aufgabe und das Glück seines Lebens zu finden und rasch zu ergreifen geträumt hatte. Nicht einmal ein erstes seliges Stündchen war ihm gegönnt worden, so daß er, von seinen Angehörigsten umarmt, geherzt, gehegt, zwischen ihnen traulich ruhend, zugleich rück- und vorwärts blickend, mit einem tiefen Athemzuge des Heimathgefühls seine Vergangenheit und seine Zukunft in einem unerschöpflichen Augenblick empfunden hätte. Solch' eine Stunde wäre ihm von einer

rechten Mutter bereitet worden; statt dessen führte die Stiefmutter ihm ein strahlendes, anspruchvolles Wesen entgegen, das in jenem ersten reizbaren Augenblick ihm wie ein kalter Würfel über seine Zukunft auf das Herz gefallen war.

Graf Albert erscheint uns als ein ungewöhnlich inniger Mensch seines Standes, den seine Studien und Reisen eher verwöhnt, als verwildert hatten. Ein zartes Empfindungsvermögen war vorherrschend; seine besten Gedanken kamen aus dem erregbaren Gemüthe, und obgleich er mit denselben in das Wesen seiner Begegnisse oft rascher und tiefer eindrang, als ein Anderer es mit dem Scharfblicke des Weltverstandes vermocht hätte: so kam ihm das Empfundene doch manchmal langsamer zur vollen Klarheit des Bewußtseins und der abwägenden Besonnenheit. Dazu trübten ihn auch manche Vorurtheile oder Gewohnheiten seines Standes, die auf dem Wege seiner Bildung und Erfahrung sich nur soweit gelöst hatten, um mit ihrem Niederschlag in unbewußter Seele fortzuwirken. Und gerade daher kam es, daß er die innige Neigung, die er für Mariannen gefaßt hatte, noch immer nicht für Liebe erkannte; was um so leichter geschehen konnte, als ihm bei mildem Temperament und hochstrebsamer Seele ein sinnliches Wohlgefallen und die daraus entspringenden Absichten entfernt lagen. Die Liebe wuchs in seinem Herzen, wie

ein versteckter Schatz, den ein dunkles Standesgefühl hütete. Nicht, als ob er an einem Vorurtheil gegen die Verbindung eines jungen Grafen mit der Gouvernante seiner Schwester Bedenken gehabt und Anstoß genommen hätte: sondern seine Gedanken hatten noch keinen Zug dahin; es hatte ihn noch nicht angewandelt ein solches Verhältniß zu empfinden und zu einer Frage zu erheben. Früher hatte er seine Prüfung des Begriffes der „Mißheirathen" damit abgeschlossen, daß es solche allerdings gäbe, wenn auch nicht aus der Vermischung edleren Blutes mit unedelm, doch daraus entspringend, daß die Gewohnheiten, Bedürfnisse und Richtungen, ja der Geschmack und die Denkungsart der verschiedenen Stände nur allzu leicht einem recht innigen Durchdringen der Seelen hinderlich blieben und die Harmonie der Herzen störten; aber er hatte noch nicht daran gedacht, von jener allgemeinen Voraussetzung eine Anwendung auf seinen gegebenen Fall zu machen.

Der erste Eindruck, den ihm Mariannens Erscheinung gegeben, täuschte ihn fortwährend über die Verwandlung, die damit in seinem Herzen vorging. Damals, als er bei seiner Ankunft, über den anwesenden Besuch betroffen, vor Comtesse Eugenie und unter den lauernden Blicken der Angehörigen stand, hatte er die zurückgetretene Gouvernante nicht eher bemerkt, als bis sie ihm vorgestellt, sich innerlich bewegt, und sanft erröthend ver-

neigte. Da war sie ihm als die einzige gegen ihn nicht verschworene Person erschienen; ihr seelenvolles Auge hatte ihm die heimlichste Theilnahme für seinen peinlichen Zustand entgegen geblickt, und er einen Zug seines innersten Wesens zu ihr wie zu seiner Rettung empfunden. Und seitdem — wie war seine verworrene Lage immer noch peinigender geworden, und Mariannens Verständniß — wie vielfach hatte es sich nun ausgesprochen und seine erste Empfindung sich bestätigt!

So gefiel sich denn seine wachsende Zuneigung noch immer im Gewande des Vertrauens, worin sie ihn beschlichen hatte, und was Andere Gegenliebe genannt hätten, suchte er unter dem Namen ihres Verständnisses. — Ja, sie sollte ihn nun auch in seiner Bedrängniß und Verwirrung erkennen, wie sie ihn allein in seinem Denken und Trachten recht verstanden hatte. Was wollte er in jenen glücklichen Tagen nicht Alles mit ihr besprechen! Er wollte ihr Alles bekennen und klagen, was ihn peinigte und ihm seine Zukunft zu verkümmern drohte. Sie hatte immer so muthige Empfindungen, so edle Anschauungen ausgesprochen, hohe Gedanken, die ihm alles Leidige überwunden, alles Frohe mit erhöht zeigten. Ihr beiderseitiges Einverständniß sollte dann in Göthe und Mozart seinen Jubel feiern. Sie wollten zusammen lesen, zusammen spielen und — was alles!

Unter solchen Erwartungen besuchte Albert jeden

Nachmittag seinen väterlichen Freund Heimberger. Er wußte, daß während der Spazierfahrt seiner Mutter Marianne dorthin kam. Das gab jedesmal ein paar innerlich sehr reiche Stündchen. Der unterrichtete geist- und gemüthvolle Mann führte gewöhnlich die Unterhaltung. Albert und Marianne, durch ihre wechselseitige Gegenwart, durch ihre verschwiegene Beziehung zu einander befriedigt, überließen es ihm, was er nach seiner eigenen Stimmung mit Ernst oder Scherz vorbringen mochte; denn sie gingen auf Beides ein, waren für Alles empfänglich, und schienen mit ihrer Lebhaftigkeit der Besprechung nur bemüht, den jedesmaligen Gegenstand klar genug zu machen, um darin das Bild ihres Herzens für einander abzuspiegeln.

Wenn zwei für einander einverstandene Herzen am beredtesten ohne Zeugen sind: so findet eine unausgesprochene Wechselneigung gerade durch die Gegenwart eines dritten, ahnungslosen Menschen die unbefangene Sicherheit, um in hoher Stimmung sich über Alles auszusprechen, worin man sich gefällt, um zu gefallen. Da breitet die Liebe ihr echtes Gefieder aus, und nur die Freude an den eigenen Schwingen läßt die Seele nicht dazu kommen, den Gegenstand ihres Aufschwungs an seinen Federn zu prüfen.

Uebrigens nahm die Unterhaltung in dem kleinen, befreundeten Kreise einen ganz eigenthümlichen Ausdruck

an. Auch die freieste innere Lebhaftigkeit des jungen Grafen behielt das äußerlich vornehme Gepräge seines Standes; während Marianne das Bewußtsein ihrer untergeordneten Stellung handhabte, wie zuweilen ihr gewirktes Umschlagtuch, das sie, ohne es gerade abzulegen, in anmuthigen Falten von der Schulter hinab gleiten ließ, wenn es ihr zu warm wurde. Den innern Gehalt der Gespräche bezeichnete aber der heitere Pfarrer, als er einmal nach einem lebhaften Wortwechsel lächelnd zu seiner Frau sagte:

„Nun, Ernestine, wie gefällt Dir das? Da streiten die Beiden auf's heftigste, nur um den Punkt zu finden, wo sie einig sind."

„Ja wohl, lieber Lorenz! antwortete sie. „Ich habe auch schon bei mir gedacht, wenn's nur die Eheleute so machten, die gewöhnlich nur mit einander rechten, — Jedes um Recht zu behalten."

„Aber, bester Heimberger," wendete Albert ein, „und Sie, verehrte Frau, übervortheilen Sie mir die Freundin nicht! Das ist nur Mariannens unschätzbarer Vorzug, daß sie auch meinen oft sehr dürftigen Gedanken etwas in die Tasche schiebt, wodurch dieselben einiges Fortkommen finden."

„O bitte, Herr Graf," versetzte Marianne, „thun Sie sich nicht zu nahe! Ihre seelentiefen Ansichten sind von solchem Umfang, daß ich immerhin ein Plätzchen

daran finde, wo ich mein Bündelchen mädchenhafter Einfälle niederlegen kann."

„Bündelchen? Oh!" erwiederte Albert. „Aber dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage ein passendes Besteck verehre, den Inhalt Ihres Bündelchens würdiger unterzubringen. Meine Gedanken stehen dann als Pfeilertischchen zur Verfügung."

So vergingen mit Ernst und Scherz die flüchtigen Stündchen, und der lauschende Frühling schüttelte seine Pfirsich- und Aprikosenblüthen hinein.

Eines Abends, da die Gräfin einige adelige Damen aus der Nachbarschaft zum Thee bei sich hatte, blieb auch Marianne länger, und übte mit Albert für das spätere Konzert die fünfte Serenade von Louis für Piano und Violine über Motive aus Bellini's Nachtwandlerin. Als sie zu des Pfarrers und ihrer eigenen Zufriedenheit geendigt hatten, fragte Albert Mariannen, ob sie sich Etwas zu singen ausgesucht habe. — „Gewiß," sagte er, „haben Sie ein oder das andere Lieblingslied, das Sie nicht blos Andern, sondern sich selbst zu Lieb' singen."

Nach einiger Ueberlegung antwortete sie etwas bewegt:

„Ich habe zwei Lieder, die ich aber nur im Kreise der liebsten Menschen singe. Denn sie sind so voll — ich darf sagen — heiliger Erinnerungen für mich, daß sie

mein Herz leicht mit einer Gewalt überfallen, mit einer Rührung, worin ich mich nicht gern von Jedermann erblicken lasse. In dem Konzert? Nein, in einem Konzerte könnt' ich sie nicht singen."

„Aber uns, nicht wahr, uns zählen Sie zu den lieben Menschen, denen Sie solche singen?" sagte Albert in bittendem Tone. „Und von wem sind die Lieder?"

„Es hat damit eine eigene Bewandtniß," antwortete sie nicht ohne Befangenheit. „Meine selige Mutter, müssen Sie wissen, sang sehr schön; sie war eine ausgezeichnete Altistin. Ich habe Etwas vom Klang ihrer Stimme geerbt, bei weitem aber nicht die Stärke und den Umfang derselben. In ihren letzten Jahren unterlag sie einer krankhaften Gemüthstraurigkeit, und dann sang sie gern ihrer Stimmung Entsprechendes, dies aber auch mit ihrer ganzen Kraft. Zufällig kam sie auf zwei kleine Gedichte Göthe's, die sie so tief bewegten, daß sie selbst die ergreifendsten Melodien dazu erfand. Mein Vater, ziemlich gründlich in der Musik, brachte dieselben auf Noten mit einiger Correction der Melodien. Mich erinnern sie stets an leidvoll-selige Stunden, in denen ich sie gehört. Erst nach der Mutter Tode wagte ich's, sie ihr, zur Weihe der Erinnerung, nachzusingen, und so —"

Ihre Stimme bebte; sie wendete sich ab und rasch nach dem Piano. Schon die kleine Introduction wirkte

ergreifend auf die leise sich Setzenden, noch mehr Mariannens edle Stimme, als sie sang:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!"

Melodie und Begleitung waren höchst einfach, aber frisch, und aus jedem Ton und Accord drang die ganze Fülle und Tiefe der Empfindung, die in den Worten liegt.

Marianne blieb sitzen, ihr Tuch einige Augenblicke an die Augen gedrückt. Albert trat leise an sie heran, indem er mit bewegter Stimme sagte:

„Es ergreift Sie zu sehr, Marianne! Aber, wie ist Ihre Stimme so stark geworden, seit ich Sie zuletzt gehört!"

Sie wendete sich mit feuchtglänzenden Augen um, indem sie lächelnd erwiederte:

„Ich finde es selber, Herr Graf, zu meiner Ueberraschung; ich kann mir's aber nicht erklären. Es ist mir, als sei in meiner Brust ein neuer Lebensmai eingekehrt, und ich müßte mit den Nachtigallen wetteifern. Aber lassen Sie mich doch das zweite Lied singen; es

ist heiterer. Hören Sie's gefälligst dort am Fenster, und blicken dabei nach dem Wald hinauf."

Der Graf that es, indem er das Fenster öffnete. Draußen war die Dämmerung eingetreten, und eine Lenzesstille herrschte. Marianne sang:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Die tiefste Stille war der Beifall der bewegten Zuhörer. Marianne erhob sich; Ernestine ging ihr entgegen und umarmte sie. Der Graf kam jetzt herbei, indem er ungewöhnlich erregt ausrief:

„Nein, liebste Marianne, diese Lieder singen Sie nicht im Konzert. Das ganze Pack ist dessen nicht werth! Die sollen Sie nur mir singen, — nur uns, sage ich, uns allein, nicht wahr, Heimberger, Mann Gottes? Uns allein! Und hier unsere verehrte Freundin Ernestine soll jedesmal erst bestimmen, wenn ein Fremdes da ist, ob es einen Antheil davon haben soll, ob es uns lieb genug dazu ist. Versprechen Sie uns das, Marianne, in dieser unvergeßlichen Stunde! bitte!"

Er reichte seine Hand hin; sie legte nickend die ihrige hinein, die er an Mund und Stirne drückte.

Marianne bebte, und wendete sich nach dem dunkeln Hintergrunde des Zimmers, indem sie ihren Shawl umwerfend flüsterte:

„Aber, — es ist Zeit geworden.“ —

„O wie schade,“ rief Albert, „daß es Zeit gibt! daß die Zeit so unter den Erscheinungen des Unvergeßlichen, des Ewigen dahineilt!“

Er suchte und nahm seinen Hut. Marianne mit einer ablehnenden Bewegung sagte:

„Eine Bitte, Herr Graf! Begleiten Sie mich nicht! Ich bin nicht in der Fassung —; ich brauche jetzt ein Viertelstündchen für mich allein, — diese gold'ne Stunde in ihr Behälter zu legen, mich zu besinnen, daß ich — daß Dienen mein Halsgeschmeide ist. — Gut' Nacht!“

Sie eilte fort. Albert, den Pfarrer umarmend, rief:

„Bester Heimberger, — Marianne, — es gibt ihresgleichen nicht! Adieu, Frau Ernestine! Marianne eilt sehr, und ich will langsam nachgehen: vielleicht daß ich im Luftstrom wandle, den sie hinterläßt. So — wissen Sie, wenn Nachts ein Schiff in See geht, da sieht man lange hinter ihm her die Furche leuchten. Ich hab's gesehen. Nun gut' Nacht, Ihr Herzenspaar!“

Wie man die Gartenthür zugeschlagen hörte, faßte Heimberger seine Frau an beiden Händen, mit schmerzlich bewegter Stimme flüsternd:

„Ernestine!“

„Bester Lorenz!“ antwortete sie, und sank weinend an seine Brust.

„Wir verstehen uns!“ fuhr er fort. „Ach, — ein großes Unglück!“

„Liebster Mann —?“

„Ja, Ernestine!“

„Was? Zweifelst Du, Lorenz, an Alberts echter, edler, Gegenliebe? Denn daß Marianne ihn im tiefsten Herzen liebt, sah ich längst, schwieg aber selbst gegen Dich. Nun aber, — bester Mann, wo wäre denn das Unglück, da offenbar auch er sie liebt? Bist Du gegen so ungleiche Heirathen, Lorenz?“

„Nein, liebes Kind, ich wüßte kein für einander passenderes Paar: allein das Ungewöhnliche, dem sich so mächtiger Widerspruch entgegenstellt, List und Bosheit sich in den Weg legt, will durchgekämpft sein. Albert — traust Du ihm Muth und Ausdauer genug zu für Etwas, was ihn vielleich schon erschrecken wird, sobald er es erkennt? Denn — mir scheint, er liebt und hat es noch gar nicht bedacht!“

„Wie wäre das möglich, Lorenz, — ich bitte Dich! —“

„Siehst Du, Ernestine, die Abneigung Alberts gegen die ihm zugedachte, ihm allerwärts in den Weg gestellte Comtesse und die Aengstlichkeit um sie herum zu kommen, nehmen, scheint mir, seine Seele so ganz ein, daß er

mit entsprechender Unruhe nach allem faßt, was ihn dagegen aufrecht hält und zerstreut. Und er, der bis jetzt noch nicht den Muth hatte rund heraus zu sagen: Gnädige Mama, laß nur alle die Künste, ich will Deine charmante Pathe nicht! — Der sollte den Nachdruck haben gegen die Mama und die ganze Sippschaft zu erklären: Ich nehme Mariannen, die Gouvernante, die Schulmeisterstochter von Nettlingen, und mache sie zur Gräfin Wallberg?"

„O wir müssen ihm beistehen, mein lieber Lorenz!"

„Nicht rühr' an, Ernestine! Halten können wir nicht mehr, führen dürfen wir nicht, — ob vielleicht aufrichten, wenn Eines von beiden darnieder liegt? —"

Und indem er sich mit ausgebreiteten Armen erhob, rief er feierlich;

„Die du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest" — Liebe du, jetzt erprobe dich! Hilf dir selbst, mache dich geltend auf diesem Boden, auf dem die Adelsschlösser und die Häuschen der Schulmeister stehen! Kämpfe und laß es nicht dahin kommen, daß Eines von ihnen jammere:

„Ach ich bin des Treibens müde!
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!"

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Albert's Erklärung.

Die zur Abreise nach der Provinzialstadt bestimmte Mittwoche stand bevor. Der Gräfin war nicht entgangen, daß Albert sich in diesen Tagen ihrer Gesellschaft mehr als sonst entzogen — und wo er es nicht konnte, die abspringendste Unterhaltung gemacht hatte. Am Tage vorher blieb er sogar mit Entschuldigung vom Frühstücke weg.

Die Gräfin ließ nur ihren heimlichen Verdruß ein wenig vorübergehen, um dann Alberten in seinem Kabinet aufzusuchen. Sie fand ihn am Schreibtische mit Karten und Zeichnungen umgeben. — „Es thut mir recht leid, lieber Albert," sagte sie, „daß Du Dich, unserer Reise wegen, so abarbeiten mußt. Hat's denn nicht Zeit damit, bis wir wiederkommen?"

Er war von dieser rasch zur Entscheidung drän-

genden Frage etwas betroffen, und antwortete, indem er die Mutter zum Sopha führte, ausweichend, um sich zu sammeln:

„Es sind verschiedene Risse, Anschläge und Berechnungen über das Gut, theure Mamma. Vermessungen müssen vorgenommen werden, und ich wollte gern alles vorbereitet haben, um den Landmesser, wenn er mit seinen Leuten ankommt, nicht aufzuhalten, da er jetzt vielfach in Anspruch genommen wird. Allein so eilig ist die Sache nicht, und wenn Sie mich zu Ihren Vorbereitungen brauchen, bin ich ganz zu Diensten."

„Danke, lieber Albert! Bist Du denn schon mit den Deinigen fertig?"

„Ah so!" versetzte er. „Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich nicht mitgehe."

„Was? Nicht mit?" rief sie. „Nein, das hast Du mir noch nicht gesagt, und — wahrlich! ich habe auch nichts weniger erwartet. Und — was ist denn geschehen? Was hat Dich denn so plötzlich verwandelt?"

„Verwandelt gar nichts. Es war ursprünglich meine Absicht nicht mitzureisen; ich fand nur den schicklichen Augenblick nicht, es Ihnen unter vier Augen zu sagen."

„Also ein Geheimniß! Ich bin sehr verlangend und — sehr verwundert. Wahrlich, Herr Graf, sehr verwundert! Darf ich es nun hören? Du hast Dir bis

jetzt Zeit genommen, Deine Entschuldigungen vorzubereiten, und so wirst Du mir etwas recht Glaubliches mitzutheilen haben."

„Es thut mir recht leid, Sie ungehalten zu sehen, gnädige Mamma, und noch leider, daß Sie mir die Selbstvergessenheit zutrauen, Ihnen mit leeren Vorwänden und Ausflüchten zu begegnen. Ich dächte, mein einfaches Nichtwollen wäre schon hinreichend. Warum ich aber nicht will, wird Ihnen gar nicht schwer zu glauben sein, selbst wenn Sie — noch nicht daran gedacht hätten. Ich kenne nämlich, wie sie wissen, die Generalin von Edesheim. Als ich sie vor meiner Reise persönlich auf Dahnstein kennen lernte, hatte sie eben die seitdem schon wieder geschiedene Heirath des Freiherrn von Dahlen mit der liebenswürdigen Cousine der Gräfin Dahn zu Stande gebracht. Diese schlimme Erfahrung hat indeß die Generalin, wie ich höre, noch nicht von ihrem bekannten Hang abgeschreckt, Heirathen zu stiften, wo sie nur irgend zweierlei ledige Hände erreichen kann. Seitdem sie nun Witwe ist, soll die unruhige und nicht sehr zart fühlende Frau ein förmliches Geschäft daraus machen, und man sagt scherzweise, sie habe es nach dem Tod ihres Mannes, des Kriegsministers, in die Hand genommen, Allianzen auf Krieg und Frieden im häuslichen Leben, eheliche Schutz- und Trutzbündnisse zu schließen. Finden Sie es nun so

unglaublich, gnädige Mamma, daß ich mich nicht entschließen kann mit der Comtesse zugleich dort zu erscheinen? Zum Ueberflusse ist mir auch noch eingefallen, daß die Generalin damals auf Dahnstein, während ich mit Eugenien in einer Fensternische plauderte, laut genug, daß ich es hören und Eugenie erröthen konnte, Ihnen und der Gräfin Dahn zuflüsterte: „Das ist ein gemachtes Paar! Gerade nun, weil wir noch kein Paar sind, wird sie, schon um ihrer Prophezeiung willen, eilen es zu machen. Sie haben das gewiß vergessen, theure Mutter, und überhaupt diese Schwäche der Generalin nicht bedacht, als Sie uns dorthin bringen wollten. Lassen Sie mich das wenigstens glauben!"

Die Gräfin, so unvermuthet ihr diese Wendung kam, und so lebhaft sie den versteckten Vorwurf des Sohnes empfand, blieb doch gefaßt genug, um eine noch kühnere Abwehr zu versuchen, als sein Angriff war. — „Ich begreife Deine Entschuldigung," sagte sie, „und doch finde ich noch etwas Unglaubliches in Deiner Weigerung der Mitreise. Wie? Du fürchtest in Deiner Neigung für Eugenien erkannt, und vielleicht beglückwünscht zu werden? Und wenn ich wirklich daran gedacht hätte, daß die Generalin allerdings einen feinen Blick für zarte Herzensverhältnisse besitzt: so wäre mir doch nicht eingefallen, euch beide darum nicht zu ihrem

Feste mitzubringen; ich hätte mir höchstens gesagt, daß die Generalin Recht gehabt habe, — ihr wär't ein gemachtes Paar. Zwischen euch ist ja nichts zu veranstalten, nichts zu stiften, denke ich. Und warum denn noch ein Geheimniß daraus machen, daß ihr euch liebt? Es ist ja eine alte Geschichte."

„Daß wir uns lieben, Mama, kann in der That und in dem Sinne wie Sie es meinen kein Geheimniß sein," rief Albert lebhaft; „denn es ist zur Zeit nur eine Voraussetzung von Ihnen, eine Voraussetzung Ihres gütigen Herzens. Sie wünschen mich glücklich zu sehen: ich bin gerührt davon; aber gönnen Sie mir Zeit es zu werden. Es hat sich recht dankenswerth gefügt, daß Eugenie eine Zeitlang unser Gast ist: wir können einander kennen lernen nach allem was die letzten Jahre an uns verwandelt haben. Es waren ja doch die Jahre der Entwicklung. Nun lassen Sie uns denn gewähren und zur Erkenntniß darüber kommen, ob wir für ein ganzes Leben zusammen halten mögen, wie wir es in der Kindheit gethan. Erst wenn ich die Comtesse wieder aus einer gewissen Ferne betrachte, werde ich klar über das werden, was ich für sie empfinde, von ihr halte; erst wenn ich sie in ihrem Lebenskreis aufsuche, wird es sich zeigen, ob die Herzlichkeit mit der sie mir begegnet, aus einer wirklichen Neigung fließt, oder nur als artige Freundlichkeit dem

Wirthe gilt, der sie als seinen Gast mit aller Aufmerksamkeit behandelt. Gestehen Sie mir aber, daß es bedenklich ist, in solcher Gemüthsverfassung der Generalin unter die Augen zu kommen, einer Frau, die so scharf mustert und mit so ungemeiner Kühnheit Herren und Damen — zu Paaren treibt."

In dieser mit einiger Wärme vorgebrachten Erklärung Alberts lag etwas Ehrliches, was den Unmuth der Gräfin beschwichtigen konnte. Es schien ihr doch keineswegs Alles verloren, obgleich oder weil sie seinem Benehmen nicht auf den Grund sah. — Der junge Mann hatte jedoch offenbar nicht Muth genug oder zu viel Schonung für die Mutter gehabt, um eine letzte abweisende Erklärung wegen Eugenie zu geben, zumal sie noch im gastlichen Hause war. Er schwebte vielleicht auch zu sehr in Zweifeln über sich selbst, um dies zu thun. Der Gedanke einer Verbindung mit Eugenie hatte ein altes Herkommen und alle äußere Empfehlung für sich, so daß ihm sein innerer Widerwille manchmal wie eine unbillige Auflehnung gegen eine Familienüberlieferung erscheinen mochte. Ja, das Widerwärtige, mit dem er sich bei seiner Unentschlossenheit so lang beschäftigte, übte zuletzt selbst eine bestrickende Gewalt über sein Gemüth. Oder es trat auch, im Hintergrunde seiner Seele, die Besorgniß hervor, er möchte durch entschiedene Ablehnung eine Scene herbeiführen,

die der Gräfin die morgende Fahrt verleide und ihm das stillgehoffte Glück der nächsten Tage in Mißmuth und Uneinigkeit verkehre.

Der Gräfin blieb diese Unentschlossenheit, dieses Schwanken Alberts nicht unbemerkt. Nun ja, überlegte sie rasch, solche Charaktere müssen so oder so gewendet und angestoßen werden; jedes kleinste Bedenken spielt mit ihrem Entschlusse. So war sie rasch entschlossen die Stimmung des Momentes nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen. — — „Ich hätte nicht gedacht, lieber Albert," sagte sie, „daß Deine alte Neigung für die liebenswürdige Eugenie Dir noch so viel Aengstlichkeit um eine endliche Erklärung machen würde. Aber freilich, das ist so zarten und edeln Gemüthern eigen, und ich muß Dich vielmehr darum loben, daß Du es mit einem Schritt für das ganze Leben, mit einer Bewerbung um ein Dich so innig liebendes Herz recht ernst nimmst. Du hast neulich bei anderm Anlaß einen Gedanken ausgesprochen, der auch hier sehr treffend ist, daß nämlich ein Bau, je höher aufwärts er aufgeführt werden soll, ein desto tieferes Fundament verlange. Indeß, lieber Sohn, nicht die Länge der Ueberlegung, sondern die innige Empfindung, eine innere oft augenblickliche Wahrnehmung zeigt uns die Tiefe des Fundamentes für ein dauerndes häusliches Glück. Uebrigens hast Du darin Recht, daß es sich anständiger macht, die Rückkehr

Eugeniens nach Hause abzuwarten, um Deine Bewerbung im Kreise ihrer Eltern anzubringen. Dies wird nun in der Kürze geschehen können, da bis zu unserer Ankunft mit der Generalin auch die Dahn'schen aus der Residenz zurück sein werden. Eugenie verläßt uns dann."

So hatte es Albert freilich mit Eugeniens Entfernung nicht gemeint; aber auch die Gräfin hatte einen ganz andern Rückhaltsgedanken dabei. Sie hoffte, daß so Manches, was Alberten an der Comtesse zu mißfallen schien, ihm mit ihr selbst aus den Augen gerückt würde, ihre Schönheit und anmuthige Lebhaftigkeit aber aus der Ferne nur desto lebhafter auf Phantasie und Herz wirken müßte. Er wird sie entbehren, wenn sie fort ist, dachte sie, und die bedächtige Gewohnheit des Umgangs wird sich in ein entschloss'nes Verlangen nach ihr umwandeln. —

Mit dieser angenehmen Beruhigung erhob sie sich. — „Es ist mir gar lieb," sagte sie, „daß die Sache einmal unter uns zur Sprache gekommen ist. Sie beschäftigt mich schon lang im Stillen; denn ich stehe ja Euch Beiden nahe genug, um Euer Glück zu meiner Sorge zu machen, und doch auch wieder entfernter, als eine rechte Mutter, die oft aus zu großer Beeiferung in ihren Absichten irrt. Ich bin durchaus nicht voreingenommen, wenn ich Eugenie für ein seltenes und Dir

wie vorbestimmtes Wesen halte, zumal für Deine künftige Laufbahn in der großen Welt, für die unsere Eugenie alle Begabung und Vorliebe besitzt. Von der Macht ihrer Schönheit und Talente will ich nicht reden; aber sie hat einen merkwürdigen Blick und Takt für große Verhältnisse, die sie als Frau sehr bald mit bezaubernder Freiheit behandeln würde. Alle Begabung zugleich mit aller im Hofleben errungenen Fertigkeit der Mutter ist wie angeerbt auf Eugenien überkommen. Und was ich dabei nicht genug bewundern kann, — sie besitzt es so unbefangen, sie übt es so unbewußt, daß man manchmal wünschen möchte, sie wäre mehr im Zug ihres Alters und etwas kokett. Aber freilich, wer ihr Herz kennt, wie ich, kann sich auch dies erklären: sie zweifelt nämlich an dem Einen zu wenig, um es auf Viele abzusehen!"

Mit schalkhaftem Lächeln reichte sie bei dem Wort „dem Einen" Alberten die Hand, und ging ohne Ahnung, in welcher Unruhe von Zweifeln und Widerwillen sie ihn zurückließ, dem sie einen glücklichen Anstoß gegeben zu haben dachte.

Zweites Kapitel.

Marianne „repräsentirt.“

Als am andern Morgen Albert den Abreisenden in den Wagen geholfen, reichte ihm die Gräfin noch einmal die Hand, indem sie mit fast gerührtem Blicke sagte:

„Adieu, lieber Albert! Vergiß nicht, Du bleibst uns dafür, daß Du uns zu begleiten verschmähst, einen desto erfreulicheren Empfang schuldig.“

Er küßte die Hand mit Verneigung gegen Eugenien, wozu das Schwesterchen ihn noch einmal über den Schlag umhalste, blickte dem Wagen nach, bis er aus der Einfahrt wendete, und schritt dann, gedankenvoll und eigens bewegt, die breite Schloßtreppe hinauf.

Er hatte die Mutter verstanden, und die Abneigung gegen ihr noch einmal in Erinnerung gebrachtes Anliegen nahm jetzt, hinter ihrer Entfernung her, eine

gewisse Rührung an, bis der Gedanke an Marianne wie ein Sonnenblick in diesen weichmüthigen Schauer fiel. So trat er an das Fenster im Saal, aus dem man den Fahrweg eine Strecke überblickte, und hätte draußen ein Abbild seines Innern erkennen können: ein Sprühregen zog vom Walde her über den See, und die Morgensonne lachte hinein. Eine Lerche wirbelte empor, und freute sich des 28. April.

Nun allein und seinen Tag überlegend, verlangte es ihn und bangte er doch Mariannen zu begrüßen, die nach den Befehlen der Gräfin, Anordnungen im Hause traf und den kranken Horst besuchte. Er wünschte ihr eine Erklärung zu geben, warum er zurückgeblieben; denn es war ihm vorgekommen, als ob sie sich darüber beunruhige. Indem er dies überlegte, erschien der Jäger, der Gärtner, der Hausmeister Befehle zu empfangen, und der reitende Bote lieferte Briefe und Zeitungen ab. Darüber war wohl eine gute Stunde vergangen, als unerwartet ein dreispänniger Reisewagen angefahren kam, und sich von weitem an dem Bedienten, neben der Kammerjungfer auf dem Bock, die Livrée der Familie von Dahnstein erkennen ließ.

Albert eilte hinaus, Mariannen zu suchen, und sie begegnete ihm schon auf dem Gang. — „Die Dahnschen kommen“, sagte er, „erwarten Sie die Gräfin

im Empfangzimmer. Sie stellen jetzt die Dame des Hauses vor. Und — wir werden doch etwas für den alten Wohlschmecker haben?"

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf," versetzte sie, „ich werde für alles sorgen."

Die Ueberraschung gerade von dieser Familie kam dem jungen Grafen so quer, daß er den Aussteigenden nicht ohne eine gewisse Unruhe und Befangenheit entgegen trat. Wenigstens fiel seine Haltung und der Ton womit er die Abreise der Mutter und der Comtesse meldete, der Gräfin auf. — „Wir kommen eben aus der Residenz," sagte sie, „und das Verlangen, unsere Lieben zu sehen und ihnen manche Nachrichten zu überliefern, ließ uns den Umweg über hier nicht scheuen, und nun sind sie fort, zur Generalin, wegen der wir auch Rücksprache nehmen wollten."

„Nun, wir lassen uns ein Mittagsessen gefallen," fiel Graf Bodo ein, „unser Freund leiht uns dann Pferde, denn der Postillon muß zurück, und wir sind so vor Abend zu Hause."

Wie heimlich gereizt die Gräfin Beatrix über die Abreise der Tochter ohne Albert war, verrieth sich, als sie an seinem Arme das Zimmer betretend sich unerwartet von der Gouvernante empfangen sah: sie konnte ein höhnisches Lachen nicht zurückhalten. Doch schnell sich fassend, eilte sie Mariannen entgegen, sie zu be-

grüßen. — „Sie sehen, wie angenehm es mich überrascht, von einem weiblichen Wesen empfangen zu werden," sagte sie. „Ich fürchtete schon, mich mit einem einsiedlerischen, menschenfeindlichen jungen Herrn vertragen zu müssen. Sie sind also auch nicht mit, meine Beste?"

Bei diesen letzten Worten sah sie sich nach ihrem Gemahl um, der ihr denn auch das erwartete Einverständniß entgegen lächelte. Dieser ungewöhnliche Fall einer Uebereinstimmung des stets so uneinigen Paares setzte sich dann, wie verabredet, in der Art und Weise fort, wie beide mit unverkennbar spöttischer Artigkeit Mariannen als Dame von Stand behandelten. Marianne, die es gar wohl empfand, ließ es sich nicht verdrießen; sie verlor nichts von ihrer heitern Fassung, sondern überbot mit edlem Stolze dies gräfliche Benehmen durch ihre Haltung auf dem vornehmsten Fuß. Albert war heimlich entzückt darüber; so oft er es verstohlen konnte, lächelte er ihr beifällig zu, und die Wahrnehmung, mit welcher Anmuth und Sicherheit sie ihre Rolle durchführte, setzte ihn immer behaglicher. Denn er so wenig wie Marianne schien eine Ahnung von dem Argwohn zu haben, der dem Uebermuthe der Gräfin zu Grunde lag: sie sahen wohl nur eine Aeußerung des Hochmuthes gegen die Gouvernante darin, die in dem seidnen Anzuge, worin sie ihrer Gräfin

Lebewohl gesagt hatte, jetzt für die Herrin gelten sollte.

Marianne bot nach einer Weile der Gräfin zu ihrer etwaigen Erholung von der Reise ein Zimmer an, und schickte ihr die Kammerjungfer. Es galt ihr zugleich darum, während Albert den Grafen unterhielt, in der Küche anzuordnen, und die Vorräthe zu einem feinen Mittagstische aufzubieten.

An solchen fehlte es denn auch nicht. Es fand sich, was der Monat April Bestes mit sich bringt: neben dem Fleische von Hausthieren gab es, zu dem jetzt ausgehenden Kapphühnergeflügel, Haselhühner und Waldschnepfen; neben Lachs blieb zwischen Forellen und einem prächtigen Hechte die Wahl, ja so nahe am Mai ließen sich schon Krebse wagen, und der Gärtner konnte mit Spargeln und jungen Artischoken Ehre einlegen.

Während dieser versprechenden Vorkehrungen unterhielt Graf Bodo bei einem leichten Frühstücke den jungen Freund mit Neuigkeiten aus der Residenz. — „Was mich besonders zu unserm heutigen Besuch aus dem Stegreif mit bewogen," sagte er, „ich wollte Ihnen stecken, daß Sie sich bei Hofe präsentiren müssen, oder Sie bekommen einen Wink dazu, und das ist doch nicht angenehm. Der König will von Ihrem Besuche am englischen Hofe hören, und der Minister des Auswär-

tigen trägt sich mit einer kleinen Sendung, womit Sie Ihre Laufbahn beginnen sollen."

„Meine Laufbahn?" lachte Albert. „Ich habe für meinen Geschmack genug gelaufen; ich verlange vor der Hand nach nichts, als mein eigener Herr zu bleiben. Dem Könige muß ich mich freilich vorstellen; so gern ich noch eine Weile incognito geblieben wäre."

Der Graf verschwieg, daß er selbst eigentlich die Sache eines Dienstberufes für Albert angeregt hatte, und zwar mit der Miene eines leisen Auftrags von dem jungen Grafen. Er eilte daher über dessen Aeußerung hinweg und rieth ihm nur, auf irgend eine Weise seine Aufwartung bei Hofe in nahe Aussicht zu stellen. Er kam dann mehr und mehr mit dem Bunterlei seiner Geschichtchen in Zug, und Albert hörte ihm mit gutem Humor zu, so wenig er sich sowohl vom Gehalte als vom Tone der Mittheilungen angesprochen fand. Denn alles was Graf Bodo vorbrachte, war von Standpunkten aufgefaßt, die er einst als Gardeoffizier und Kammerherr leichtfertig genug eingenommen hatte. Fragen der höheren Politik oder des kirchlichen Einflusses einer sehr thätigen Partei lagen ihm fern. Nur die Standesvortheile, die man dort betrieb, ließ er sich näher angehen. Einige Hofgeschichten und Vorfälle in höhern Kreisen intressirten indeß Albert in sofern, als sie ihm neben den Gesichtspunkten, aus denen Graf Bodo sie

mit schalkhaft-lüsternen Augen betrachtete, einen Durchblick in tiefere Beziehungen gewährten. So zog ihn auch besonders an, was derselbe über die Tochter des Ministers von Bruchleben berichtete, von der Albert so manches Abenteuerliche gehört hatte. Graf Bodo schwärmte für sie ganz im Tone der Gardelieutenants, die von den eigenthümlichen Reizen der Baronesse, von dem was sie „Race" nannten, eingenommen waren. Denn im gewöhnlichen Sinne des Wortes konnte Sidonie von Bruchleben keine Schönheit heißen, — nicht groß und etwas schmächtig, wiewohl nicht ohne reizende Formen gebaut, von der interessanten Blässe einer feurigen Seele, mit dunkeln, orientalisch geschlitzten Augen und einer Fülle glänzend gelockten Haares. — „Sie ist hinreißend und doch im Respekt haltend, wie keine," rief der Graf aus. „Ich wagte es nicht, und doch juckte es mich immer in der Hand, ihr einmal über den Rücken zu streichen: ich wette, sie sprüht Funken von sich, electrische. Der Major von Dillfeld nennt sie auch nur die lebendige Electrisirmaschine. Verstehen Sie, weil sie auch andere gewissermaßen electrisirt."

Die Gräfin, die eben von ihrer Toilette zurück kam, sprach in anderm Tone von ihr. — „Allerdings," sagte sie, „ist Sidonie eine höchst eigenthümliche Erscheinung. Aber, freilich, die Männer lieben einige Zeit lang das — wenn auch nur Auffallende,

und daß Sidonie die Reisegefährtin der geistreichen Prinzessin Mathilde war, und noch ihre Vertraute auch in Herzensangelegenheiten ist, setzt sie denn in der hohen Gesellschaft ohnehin auf einen aparten Stuhl. Indeß, wenn ihr Aeußeres höchst anziehend für die Männer bleibt: so wandelt uns Frauen eine eigne Rückhaltung vor ihrem Innern an. Hinter das Auffällige ihrer Erscheinung zieht sich eine geheimnißvolle Seele zurück. Sehr bezeichnend für diese beiden Richtungen ihres Wesens hat man zu ihrem Namen Sidonie ein Beiwort gefunden, und nennt sie, nach einem älteren Theaterstücke, doppelsinnig — „„die Zauberin Sidonia““.

„Und sie wird sich davon doppelt geschmeichelt fühlen, meine Gnädigste?“ fragte Albert.

„Gewiß!“ erwiderte sie. „Sie kennt diesen Beinamen, und ist innerlich kühl genug, sich über ihrer Bezauberung frei zu halten.“

„Kühl, sagen Sie? Und der Graf nennt sie feurig?“

„Ja, Lieber!“ lächelte sie. „Es wiederholt sich immer nur der erste Widerspruch zwischen ihrem Aeußern und Innern. Die Männer empfinden nur die ausströmende Wärme eines jugendlichen Temperaments; den Frauen aber bleibt die kühle Besonnenheit der dahinter wohnenden Seele nicht unbemerkt. Und da Sidonie begreiflicherweise keine Hingebung für die von ihren Reizen Bezauberten hat, so thut sie sich desto

mehr darauf zu gut als geistige Zauberin zu erscheinen. Sie unterhält, wie man sich zuflüstert, geheime Beziehungen, um Verborgnes zu erfahren, Verwickeltes zu lösen, Auseinandergehaltnes zu vereinigen und — vielleicht zuweilen auch Verbundenes zu entzweien. Sie liebt es, hier wo sie etwas insgeheim Vorbereitetes voraussagt, dort wo sie mit etwas Unerwartetem überrascht, durch beides in den Augen der Gesellschaft unbegreiflich zu erscheinen. Sie setzt aber nicht immer in heitre Bewunderung ihres feinen Verstandes, sondern zuweilen auch in einer Beklommenheit vor den heimlichen Verbindungen, ohne welche sie doch gar manches nicht zu Stand bringen könnte. Und, um alles zu sagen, so weiß man am Ende nicht, ob sie bei solchen Zaubereien nicht manches opfert, was mehr werth ist, als was sie dabei gewinnt."

„Höchst interessant, meine Gnädige," rief Albert aus, und mit feinem Blick abgewogen!

„Ich bin bescheiden genug, lieber Graf," entgegnete sie „Ihnen zu gestehen, daß andre Augen als mein Blick es abgewogen; ich bin wenig mit der Zauberin in Berührung gekommen."

„Wissen Sie, was dieser Zauberin Sidonie zur Strafe oder zur Besserung widerfahren müßte?" fragte Albert. „Sie müßte einem Manne begegnen, den sie zu bezaubern wünschte, dem sie aber nur mit ihren

Zauberkünsten für eine ganz andere Neigung diente. Vielleicht büßte sie dabei ihre ganze Kunst ein; — oder viemehr ganz gewiß! sie zaubert ja nur mit kühlem Herzen, wie Sie mir sagten."

„Derselbe Gedanke, den der Major von Dillfeld hatte!" rief die Gräfin, und ihr Gemahl fiel neckend ein:

„Ah, sieh da, der Herr Major! Seien Sie uns willkommen, Herr von Dillfeld! Angenehme Ueberraschung! Ihr Rival, lieber Graf, um eine schöne — Idee."

Er lachte seine Frau vergnügt an, verstummte aber, als er ihren verbissenen Aerger bemerkte.

„Nun, Herr Graf," fuhr sie ihn an, wollen Sie nicht ausreden? Es wird unserm lieben Freunde noch einiges unverständlich an Ihren geistreichen Anspielungen sein."

„Ei nun, Spaß bei Seite!" entgegnete er. „Der Major gilt alles beim Könige, lieber Albert, er wird große Carrière machen. Dabei ist Dillfeld ein liebenswürdiger Mann, besonders für die Damen. Ich sage Ihnen, lieber Albert, sie sind alle wie vernarrt in ihn, zumal wenn sie erwachsene Töchter haben. Ich glaube nur, weil Dill ein Küchengewürz ist und beim Einmachen gebraucht wird. Sie kennen ihn wohl nicht? Ich meine den Major. Von Familie ist er eigentlich nicht: sein Großvater war Stallmeister, hieß noch Dill

und hat bei seiner Nobilitirung das „Feld" dazu bekommen. Der Major war letzten Winter mit meinem Sohne bei uns zur Jagd, ganze vier Wochen."

Albert errieth jetzt, dem uneinigen Paar unvermuthet, etwas von dem Grund ihres augenblicklichen Zwistes. Seine Mutter hatte noch jüngst, wahrscheinlich um ihn für Eugenien anzuspornen, aus einem Briefe der Gräfin Dahn die Mittheilung fallen laßen, daß ein liebenswürdiger Stabsoffizier von „großer Carrière" sich um die Comtesse bewerbe. Offenbar war dieser Dillfeld gemeint und stand, wie es schien, bei der Mutter mehr als beim Vater in Gunst.

Im Stillen freute sich Albert dieser Entdeckung. Er hoffte der liebenswürdige Major würde auch Eugenien nicht gerade mißfallen und dann behielten ihre Eltern an ihm einen guten Trumpf zum Ausspielen zurück, wenn er selber auf die Vorhand verzichten würde.

Im Augenblick aber hatte der Gegenstand das gräfliche Paar ein wenig geärgert, und als nun Albert auch noch den angelegentlichen Vorschag der Gräfin — morgen oder übermorgen noch mit zum Feste der Generalin zu fahren, sehr entschieden ablehnte, brachte dies einige Verstimmung in die Unterhaltung vor Tische. Es war daher dem jungen Grafen sehr angenehm, daß Marianne den Pfarrer Heimberger mit Frau zu Mittag gebeten hatte. Diese Gäste, die anregende

Unterhaltung des Mannes, die artige Unterthänigkeit der Pfarrerin wirkten zerstreuend auf das gräfliche Paar. Die guten Schüsseln nahmen den Grafen ein, Mariannens liebenswürdige Haltung beschäftigte im Stillen die Gräfin; so daß Albert, seelenvergnügt, und mit seinen besten Weinen bemüht, die Heiterkeit anzufeuern, zuletzt selber nicht ohne hohe Stimmung in seiner gemüthlichen Weise blieb.

Inzwischen war es im Freien so mailich geworden, daß man sich entschloß, den Kaffee in der Vorhalle des Gewächshauses zu nehmen. Hier hatte man den Blick zugleich in den Park und unter die tropischen Pflanzen der Glashalle. Die Gräfin saß zwischen Albert und dem Pfarrer, der Graf zwischen Ernstine und Mariannen. Diese beiden begleiteten ihn auch, als er die Gewächse zu besehen sich erhob. Fast alle Camellien und Eriken standen in Blüthe; auch die Cyclamien urd Acacien hatten sich hervorgethan. Der Graf bewunderte die Pflanzenkenntniß seiner Begleiterinnen, und die seltenen Gewächse. Marianne brachte einiges davon heraus, und stellte es vor die Gräfin, die träumerisch in ihrem Sessel ruhte. Als sie sich wieder entfernt hatte, ließ die Gräfin, mit fein lauschendem Blicke gegen Albert, sich zu ihrem Lob heraus. — „Ich bin ganz charmirt von der Gouvernante,“ sagte sie, „und begreife jetzt, daß meine kluge Freundin

sie bei Ihnen zurück gelassen: es ist eine ganz zuverlässige Person, — in allem bewandert, und die Ihnen recht an die Hand gehen kann."

„Vortrefflich in ihrem Fach, Eure Gnaden," fiel Heimberger ein, — „sehr unterrichtet und voll Gabe zu unterrichten und zu bilden."

„Das hat mir schon meine Freundin gerühmt," entgegnete sie; „aber das meine ich eben nicht: ich bin vielmehr erstaunt, wie sie auch heut die Wirthin, die Dame des Hauses macht, und — wie sie sich darin fühlt, mit Anmuth und Sicherheit, mit so viel Verstand für die Sachen und Takt für die Personen."

Albert, höchst erfreut über diese eben so ironische als verlockende Anerkennung, ließ sich zur wärmsten Auseinandersetzung der Eigenschaften und Vorzüge Mariannens verleiten. Heimberger, der bei seiner Besonnenheit Blick genug für Alberts Herz und für das Auge der Gräfin hatte, bemühte sich vergebens, durch geschickte Wendungen das Lob des jungen Freundes zu deuten oder zu beschränken und dessen Selbstvergessenheit vor der Arglist der Dame zu decken. In der Aufregung des Herzens, und eingenommen von ungewohntem Weingenuß, ereiferte sich Albert nur noch mehr an solchem Widerspruche, und als er endlich doch eine Warnung darin erkannte, ward auch noch sein betroffenes Erröthen zum Verräther seiner Selbstvergessenheit.

Die Gräfin, die sehr erfreut gewesen wäre, wenn Albert mit halb soviel Empfindung, als er für die Gouvernante gezeigt, von ihrer Tochter Eugenie gesprochen hätte, fand sich nun in dem Verdachte bestätigt, der ihr beim ersten Anblicke Mariannens aufgestiegen war. Nur mit aller Fassung konnte sie sich in der lächelnden Ruhe behaupten, die sie angenommen hatte, bis sie sich von Heimberger beobachtet merkte; da sie denn lebhaft mit den Worten aufstand: „Aber mein Mann vergißt ganz unsere Heimfahrt.“

Eben trat er mit Marianne aus dem Glashause, und sie setzte mit anzüglichem Lächeln gegen Albert hinzu:

„Sehen Sie nur, auch ihn hat unsere liebenswürdige und vortreffliche Wirthin ganz eingenommen und alles vergessen gemacht. — Hast Du denn wegen der Pferde, lieber Bodo —?“

„Ich werde sogleich selbst Ihre Befehle, meine Gnädigste —!“ fiel Albert ein, und eilte fort.

Die Gräfin, am Arm ihres Gemahls, wandelte gegen das Schloß, indem sie leise und gereizt fragte:

„Nun, wir nehmen wohl eine gemeinschaftliche Entdeckung mit?“

„Und welche, meine holdselige Gemahlin?“

„Ei, ich denke doch, Du hast in Deinem vertrauten Gespräche die Mamsell gefragt, warum Albert zurückgeblieben ist?“

„Ah so! Und da meinst Du, sie hätte mir gouvernantenehrlich geantwortet: Nur, weil auch ich zurückgeblieben! Wir haben uns ja gleich bei unserer Ankunft auf diese Vermuthung verstanden, meine scharfsinnige Beatrix; aber — wir haben uns auch beide übereilt.“

„Uebereilt? Du wirst es eben wieder klug angefangen haben!“

„Ganz klug, wenn Sie einige Nachsicht haben wollen! Ich habe die Gouvernante im Vertrauen gebeten mir zu sagen, was etwa zwischen der Gräfin und ihrem Sohne vorgefallen sei, damit wir bei unserer Zusammenkunft mit ihr keine Unschicklichkeit, keine Bêtise begehen möchten. Es sei durchaus nichts vorgefallen, hat sie mir geantwortet, hat mir von dem herrlichen Konzert erzählt, das jüngst hier stattgefunden, und worin die Comtesse und „der Herr Graf“ zum Entzücken gespielt hätten. Vor der Abreise habe die gnädige Gräfin eine lange Conferenz mit dem Sohne gehabt, und darauf ihr, der Gouvernante, sehr vergnügte Befehle zu Einrichtung von Zimmern für die Frau Generalin von Edesheim gegeben, die hierher kommen und ein Familienfest veranlassen werde. Verstehen Sie, theure Gemahlin, was ein von der Generalin commandirtes Familienfest heißen will?“

„Die Generalin?“ wiederholte nachdenklich die Gräfin. „Freilich, das ist ein Umstand, den die Mamsell

nicht aus den Fingern saugen konnte. Nun ja, ich will mich ja gern geirrt haben, — wenn —".

„Geirrt in unserer Vermuthung?"

„Vielmehr in dem was ich nachher entdeckt habe, und was nichts weniger als ein Verhältniß Alberts mit der Gouvernante zu bedeuten schien. Aber freilich, Albert war aufgeregt, und konnte — wer weiß was dabei im Sinn haben."

„Ein Verhältniß? Oh! die Gräfin hat so schöne und so kluge Augen, wie Du, und würde die Gouvernante zurücklassen, wenn —! Oh, gnädige Beatrix, das haben Sie auch nicht klug angefangen!" Worauf die Gräfin lebhaft versetzte:

„Mit ihren schönen und klugen Augen bemerkt sie nichts, gar nichts, was sich hinter ihrem hohen Standesstolze versteckt. Eine bürgerliche Neigung Alberts, die gerade von ihm nur ernstlich gemeint sein könnte, ist ihr eine baare Unmöglichkeit."

„Nun, nun, beruhigen Sie sich, meine Holde. Aber, meinen Sie nicht, daß ich dem Major Dillfeld, Ihrem Begünstigten, schreibe, und ihn zum Feste der Generalin einlade? Wenn er denn auch bei Eugenien überflüssig ist, können wir ihn vielleicht in der Küche brauchen."

Die Gräfin flüsterte ihm ärgerlich etwas in's Ohr, was freilich nicht gemacht sein mochte, von anderen ge-

hört zu werden. Er nahm in dem guten Humor seines angetrunkenen Spitzes die Mütze ab, und küßte seiner Gemahlin die Hand. — —

Eben kehrte Albert zurück, und meldete, daß seine Pferde augenblicklich angespannt würden.

Heimberger und seine Gattin empfahlen sich.

Albert begleitete das gräfliche Paar zum Wagen, und Marianne besorgte die kleinen Sachen der Dame.

Nicht lange, so brauste der Wagen mit dem Viergespann von Alberts überkreuz gepaarten Rappen und Schimmeln aus dem Schloßhofe.

Drittes Kapitel.

Unter dem Abendstern.

Beim Einsteigen der Herrschaft in den Wagen hatte sich Marianne zurück gezogen, und verlor sich in die Einsamkeit des Parkes. Das Bedürfniß allein zu sein und in sich einkehrend, ihr aufgehobenes Selbst wieder zu finden, war mächtig über sie gekommen. Einen Vor- und Nachmittag lang hatte sie — „repräsentirt", einen Stolz aufgewendet, der ihr nicht eigen war, und ihrer gewohnten Stellung nicht zukam. Eine bittere Selbstüberwindung hatte sie dazu genöthigt, und nun, im Augenblicke, wo diese Gräflichen den Fuß von dem gleichen Boden mit ihr aufhoben, brach ihre Kraft zusammen, und eine unaufhaltsame Wehmuth stürzte über sie herein. „Ach sie war des Treibens müde!"

Sie wendete sich einem versteckten Hügel zu, wo man auf einem bequemen Sitze und von einem jungen

Fichtengehölze geschützt, ein Stück des Sees fern zwischen waldigen Höhen erblickte. Hier ruhend, entschug sie sich allen Nachbetrachtungen, um in der einsamen Stille und Empfindung dieses weichen Frühlingsabendes alles Leidige zu verschmerzen, und des erhabenen Bibelwortes froh zu werden: „Die Seligkeit wohnt in euch selbst.“

Dieser Erquickung war sie um so sicherer, als die ganze Naturumgebung mit den bebenden Saiten ihres Herzens übereinklang, — diese Heimlichkeit umher, die weiche Luft dieser säuselnden, balsamisch athmenden Fichten, die Lerche die sich mit ihrem Abendgebet in die Lüfte schwang, das ferne Gewässer, das zwischen den Bergwäldern wie grauer Atlaß schimmerte, und nach einer Weile die Abendglocke, die aus einem und dem andern Dorfe herüber tönte.

Wie alles das durch Ohr und Auge in ihre Brust drang, athmete sie tief und tiefer auf von den Ceremonien des Anstandes, unter denen ihr Innerstes sich verschlossen hatte. Ihr feuchter Blick sank, wie einer Schlummernden, auf die gefalteten Hände, die in ihrem Schoße ruhten, und zog sich mehr und mehr in ihr träumendes Innere zurück. Frohe und wehmüthig Tage gingen an ihrer Seele vorüber; Gespielen der Jugend, ein Reigen lieber Menschen, umschwebte sie, nickend und grüßend, als wollten sie das versäumte Heiligthum des Herzens wieder einweihen oder ein geheimnißvolles

Fest bereiten, zu dem man ihr bedeutsam winkte. Ihre Hände lösten sich, sie strich an ihrem seidnen Gewande hinab und lächelte, daß sie ja festlich angezogen sei. Doch zeigten sich von fern her auch widerwärtige Gestalten, die höhnisch lächelnd über die Schulter nach ihr blickten. Sie wollte ihnen eben entfliehen, als sie, wirklich von ihrem Sitze aufgestanden, sich an der Hand gefaßt fühlte, und heftig erwachend, Alberten vor sich erblickte.

„Verzeihung!“ sagte er, von ihrem Schauer betroffen. „Ich habe Sie erschreckt. Ich fand Sie schlummernd, wie Sie eben mit geschlossenen Augen aufstanden, — eine Traumwandlerin?“

„Nein, Herr Graf!“ lächelte sie mit verschämtem Erröthen, „das nicht! Ich war ein wenig müde; aber ich muß nur einen Augenblick so geschlummert haben: da schwebt noch dieselbe Lerche, die ich aufsteigen gesehen, und die Glocke vom See herüber klingt eben aus.“

„Ich kenne das, liebe Marianne,“ erwiderte er. „Im Traum gibt's keine Zeit, die Folgen erscheinen oft vor ihren Ursachen, die wunderbarsten Ereignisse fallen vor im Schlummer einer Minute; ein Menschenleben begibt sich, während der Zeiger an der Wanduhr kaum ein Strichlein weiter gerückt ist.“

„Ja wohl, keine Zeit und keine Vernunft!“ versetzte

Marianne. „Wie verkehrt geht's oft nicht in unsern Träumen zu! Und doch wenn uns die tollsten Widersprüche, die unsinnigsten Verwechslungen vorkommen, findet es der Träumende ganz in der Ordnung. Aber Eines ist mir schon aufgefallen: während im Traum der Verstand oft genug abdankt und den Unsinn herrschen läßt, irrt man doch im Moralischen nicht und läßt Unrecht nie für Recht und die Sünde nie für etwas Sittliches gelten; selbst das bloß Unschickliche kann uns recht peinigen. Es scheint also doch, als ob unser Wille tiefer in unserm Wesen liege, als selbst die Vernunft."

„Ihre Wahrnehmung ist mir neu, Marianne, und sehr interessant," entgegnete Albert. „Auch stimmt Ihre Vermuthung mit jenen Philosophen überein, die den Willen für unser eigentliches Wesen erklären, das an unserm Erkenntnißvermögen sich nur ein Werkzeug schaffe, um sich mit unserm irdischen Dasein zu vermitteln. Doch davon ein andermal, liebe Freundin! Jetzt drängt es mich — und als ich hörte, Sie seien in den Park gewandelt, habe ich Sie aufgesucht, um Ihnen aus vollen Herzen für den heutigen Tag zu danken. Wie schön war für Alles gesorgt — für Leib und Seele! Mit welchen Verstand und feinen Takte haben Sie — Nun ja, ich gehorche Ihrer Abwehr! Ich weiß Sie lieben dergleichen nicht, was wie

ein Lob aussieht; aber um meinetwillen muß ich es doch anerkennen, und Sie müssen es mich aussprechen lassen, daß es mir der erste, ungestört, unbeängstigt glückliche Tag ist, dessen ich seit meiner Heimkehr froh geworden bin. Vielleicht sind Sie mir so gut, Marianne, daß Sie in diesem meinem Glück einige Entschädigung für Ihre Ermüdung und vielleicht auch für Das finden, was sonst für Sie Betrübendes dabei war."

„Lassen wir Das vergessen sein, Herr Graf!" antwortete sie. „Ich bin glücklich, wenn ich — dankbar für das zarte Wohlwollen, womit Sie meine Stellung in Ihrem Hause so froh machen, — wenn ich so weit in Ihre Welt eingehen konnte, um Ihnen etwas zu leisten, was Sie eben an dem Tage brauchten."

„In meine Welt eingehen —? Mein Gott, das Wort ruft mir einen Gedanken unseres lieben Heimberger in's Gedächtniß. Doch, ich komme immer wieder von meinem Anliegen ab, woran mich schon unser Besuch gestört hat. Ich mußte Ihnen schon früher sagen, warum ich nicht mit nach Rienstedt gereist bin."

„Bewahre, Herr Graf! Sie beschämen mich! Wie sollte ich das erwarten. Aber freilich, lieb wäre mir's gewesen, wenn ich dem Grafen Dahn etwas darüber hätte sagen können. Er fragte so zudringlich und mit einem recht häßlichen Lächeln darnach, und meinte, ob

etwa zwischen Ihnen und der gnädigen Gräfin ein Zwist vorgefallen sei. Im Gegentheil, sagte ich ihm, und erzählte von dem schönen Konzert, worin die Comtesse alles entzückt habe, und daß Sie zurückgeblieben seien, um hier die Frau Generalin zu empfangen und ein häusliches Fest vorzubereiten. Ein häusliches Fest? fragte er verwundert, und schien sehr zufrieden damit.

Albert, von dem Tone, von dem ganzen bebenden Wesen Mariannens mit bewegt, stand einige Augenblicke nachdenklich, dann sagte er:

„Setzen wir uns noch ein wenig, liebe Marianne. Ich hatte mich recht auf diesen Tag gefreut, und daher kam mir der Besuch höchst verdrießlich. Ich hätte nicht geahnt, daß ich den schönsten Gewinn davon haben sollte."

Marianne sah ihm fragend, mit vergnügtem Lächeln, in die Augen. Seine Mittheilung schien von ihr selbst abzulenken, und so ließ auch ihr heimliches Bangen nach.

„Nicht wahr, ich gebe Ihnen Räthsel auf?" sprach Albert weiter. „Doch erst hören Sie, warum ich hier zurückgeblieben bin! Die Generalin ist eine unzarte Frau, wofür sie auch schon das äußere Gepräge hat, und darauf versessen, Ehen zu stiften. Vor Jahren, da Comtesse Eugenie und ich noch eine jugendliche Zärtlichkeit für einander hatten, sah sie uns schon für ein

vorbestimmtes Paar an; und nun sie weiß, daß man eine ernste Verbindung zwischen uns heimlich wünscht und — fast unheimlich betreibt, würde es ihr Erstes gewesen sein, uns als ein Paar ihren Gästen vorzustellen, und sich zu unserer Vermählung einzuladen. Stellen Sie sich einmal unsere Lage vor, Marianne. Meine, der ich nicht hätte Ja sagen können, und dann die vernichtende Pein der guten Eugenie, die weder ja noch nein sagen konnte. Sagen Sie nun selbst, — war es da nicht das Einfachste für mich, gar nicht mitzugehen?"

„Freilich, — wenn Sie nicht ja sagen konnten!" antwortete sie, aber so beklommen, daß sie, um es zu verbergen, sich zum Fortgehen erhob.

„Noch einen Augenblick, Marianne, bitte!" flehte Albert, und faßte ihre bebende Hand. — — „Nein, liebe herzliche Freundin, — ich hätte nicht Ja sagen können, und doch wär' es für mich von unaussprechlichem Leid gewesen, daß ich es nicht gekonnt. Sie werden das nicht recht begreifen, Marianne. Sehen Sie, es ist so aus unserer Kindheit hergebracht, daß wir für einander gehörten, — es ist eine Familienüberlieferung. Wirklich waren wir auch einander sehr zugethan. Ich schied noch, als ich auf die Universität ging, mit aller Zärtlichkeit von Eugenien. Wie ich zurückkam, befand sie sich in einer auswärtigen Pension.

Ich ging auf Reisen, und — Sie waren ja dabei, Marianne, als ich heimkehrend die Comtesse zum erstenmal wieder sah. Mein Gott, ich fühlte mich sehr verändert! Aber die Herzen der Frauen erleiden vielleicht keine so großen Verwandlungen durch das Leben, und bewahren die alten Empfindungen. Und nun sagen Sie mir, Marianne, — bleiben denn für uns jene versprechenden Zuneigungen der jugendlichsten Jahre, über die Umwandlung unseres Herzens hinaus, noch verbindlich?"

Marianne, kaum ihrer Empfindungen mächtig, rief aus:

„O Herr Graf, das ist ja keine Frage für mich: fragen Sie Ihr eignes Herz!"

„Mein Herz? Mein umgewandeltes Herz?" entgegnete er. „Und wenn ich es frage, sagt es mir, daß doch auch die Comtesse sich verändert hat; wenn auch nicht gegen mich, doch in so vielen Stücken, die nicht für mich wären, wenn es gälte, mit ihr glücklich zu sein. Sie kennen sie ja, Marianne: sagen Sie selbst, ob man mit Eugenien glücklich sein könnte? Ob ich?"

„O Herr Graf, fragen Sie das nicht! Ich weiß nicht, — ich darf nichts gegen die Comtesse sagen, ich nicht, nein ich nicht! Sie — begreifen das nicht!"

„Glücklich?" seufzete er. „Nein, ich weiß es, von heut an weiß ich's, nein, ich würde es nimmer —!"

„Nicht?" fragte sie mit erschrocknem Aufblick. Doch schnell senkte sich ihr schweres Auge; sie preßte die gefalteten Hände gegen die Brust, ihre Lippen bebten, sie bewegte sanft und wie beklagend den Kopf und schmerzlichen Blicks gegen Albert rief sie mit erstickender Stimme:

„Nicht glücklich, und doch wollen Sie, oder —? — — O Herr Graf, — der Himmel segne Sie! Ich flehe täglich zu Gott, daß Sie — daß Ihnen —! Lieber Albert, daß Sie nicht unglücklich werden!"

Thränen stürzten aus ihren Augen; sie wollte sich abwenden, all' ihr Leid verbergen, und sank in Alberts Arme.

Ob er sie erfaßt, ob sie sich hingegeben: es war kein Zeuge da, der es ausgesagt hätte, und Niemand, der die Minuten zählte, in denen Mariannens thränenlächelnder Aufblick und Alberts seligglänzendes Auge sich verstanden, die Lippen wieder und wieder das stumme Verständniß besiegelten, und mit Du und Du die neue Sprache der Herzen laut wurde.

Und was hatten sie nun nicht, in dieser neuen Sprache, Eines dem Andern zu bekennen! Marianne, wie lang sie ihn schon geliebt und es mit seliger Angst verborgen habe, Albert, — wie spät ihm erst und durch

die wunderlichste Neckerei des Zufalls, der innigste und feierlichste Zug seines Herzens als Liebe zu Mariannen offenbar geworden sei. — „Das muß ich Dir erzählen," sagte er, „und Du wirst mich auslachen. Man zeichnet den Amor als einen listigen schalkhaften Knaben, der Liebe erweckt: mich, in dem er sie erwecken wollte, hat er erst wieder zu einem töppischen, gedankenlosen Knaben gemacht. Die Liebe, glaub' ich, sucht den Menschen am liebsten von der Seite auf, wo er eine Noth, ein Bedürfniß hat. Ich sehnte mich nach Verständniß, nach Vertrauen, die ich bei meinen Angehörigsten vergebens suchte und bei Dir, theure Marianne fand. Könnt' ich Dir sagen, wie beglückt und befriedigt ich mich in dieser Hingebung fühlte! Alle Gewinnste des Herzens, die ich im Verkehr mit Dir, in Gedanken an Dich machte, trug ich seelenvergnügt unter der Rubrik des Vertrauens in mein Lebensbuch. Eine täuschende Stimme, — statt „Du liebst, Du liebst," rief immer nur in meinem selbstsüchtigen Herzen: Du wirst verstanden, glücklicher Albert. So ging es mir wie einem gedankenlosen Spieler, der am grünen Tische seinen silbernen Thaler auf der einen Nummer des Glücksrades stehen läßt, bis er eine Summe gewonnen, die ihm dann in Gold ausgezahlt wird. Und nun höre, wie mir mein Vertrauen sich in Liebe summirt und umgewechselt hat! Nämlich, wie Du die Ankommenden heut empfingst,

die Lächelnden behandeltest, den Hochmüthigen Dich überhobst, da rief es plötzlich in meinem Innern: Sieh', das ist die Gräfin Marianne! Ich erschrak ordentlich, daß ich eine Gräfin hatte, sobald die Comtesse fort war. Ich erkannte zugleich, daß in all' Deinem Leisten auch Deine Liebe waltete. Von diesem Augenblicke sah ich Dich als die Meine an, und mir bangte nur, während ich Dich im Park suchte, wie ich den Uebergang von Eugenien zu Dir thun dürfe. — — Aber, Marianne, Du blickst mich so schmerzlich an: habe ich Dir mit meinem Bekenntniß wehe gethan?"

Sie verneinte mit Kopfbewegung und lehnte sich traulich an seine Brust.

„Mißverstehe mich nicht, Marianne," sprach er weiter, „und glaube ja nicht, daß mich ein Vorurtheil meines Standes befange! Nein, aber die Vorurtheile, die wir mit der Vernunft aus dem Felde schlagen, flüchten sich erst noch in die Gewohnheit unseres täglichen Lebens und machen sich noch geltend in den gedankenlosen Voraussetzungen unseres abgeschlossenen Daseins. Und aus diesem Schlupfwinkel sind sie oft viel schwerer zu vertreiben. Gib nur Acht, liebes Herz: Du auch hast Deine Vorurtheile! Mit welchem Nachdrucke hast Du Dich nicht wieder und wieder „die Schulmeisterstochter aus Nettlingen" genannt? Es ist ein Vorurtheil Deiner Bescheidenheit, und es fiel mir ein,

als ich Dich suchte; ich fürchtete, es könnte mir darin mit all' Deiner Liebe ein abweisender Stolz Deiner untergeordneten Herkunft begegnen. Nein, Marianne, fort damit! Wir haben uns gefunden, und nun laß uns diesem stillen, heiligen Abend unsere Vorurtheile, unsere falschen Stimmungen zum Opfer bringen!"

„O nein, Albert, das ist es nicht, was ich empfinde, was mich — nicht um mich, sondern um Dich bewegt. Ich wäre stolz genug darauf, nicht eine geborne, sondern nur Deine erwählte Gräfin zu sein, edler Mann, und muthig genug die Welt zu verdienen, in die Du mich einführst. Aber das Lächeln dieser Hochmüthigen, an das Du mich erinnerst und das mich erniedrigen sollte, — nun Du mich liebst und erwählst, wird sich in giftigen Haß verwandeln und Dir durch Widerwärtigkeiten aller Art den Frieden und das fröhliche Schaffen Deiner Zukunft verderben. Nein, Albert, nein, ich will Dich ja nicht verlieren, indem ich Dich um Dein edles Selbst bringe! Ich liebe ja nicht mich, sondern Dich, und könnte dieses Glückes meiner Liebe froh sein, auch wenn ich Dich in Deiner edlen, ungehemmten, ungekränkten Thätigkeit nur immer schaffen und streben sähe. O laß mir dieses Glück, laß mich zurück bleiben in meiner dienenden Stellung, wo mein Herz, Dir nahe oder fern, von der ewigen Erinnerung an Dich und Deine Liebe lebt."

„Nichts da von Resignation, Marianne!“ rief Albert. „Her damit zu den Vorurtheilen, die wir abthun und opfern! Wie könntest Du denn eben jetzt mich lieben ohne das Vertrauen, ich sei all' dem was Du fürchtest gewachsen um Deinetwillen und mit deinem Beistand? Wohl uns, Marianne, wenn wir einst unter dem Walten jener unbegreiflichen Macht, unter der das Menschenherz ohnmächtig ist, Hand in Hand den Muth und Trost gewinnen uns zu demüthigen: doch Schmach über den Mann, der vor dem Wahn und der Wuth der Menschen zurück bebt, und das Glück des Herzens fahren läßt, das er erkannt hat, und das sich ihm frei darbietet! Würdest Du nicht dann erst mich verlieren, wenn Du mich so unmännlich fändest? Nein, Marianne, hier unterm Zublinken des Abendsternes, der dort sichtbar wird und gerade mit zunehmender Dunkelheit strahlender herab leuchtet, schwöre ich Dir und gelobst Du mir, daß wir treu zu einander halten, — bereit mit heiterm Muth allem zu stehen, was von Kampf oder Bosheit unserm Bund entgegen treten mag. Nichts darf Deinen Glauben an mich, nichts soll mein Vertrauen zu Dir auch nur einen Augenblick trüben oder wankend machen. Deine Tugend und meine Ehre sind über Alles erhaben, was die Tücke der Menschen gegen sie aufbringen mag. Du bist mein, und unter diesem Worte wird das verächtliche Lächeln

schwinden, das heute Dich gekränkt hat und über das Du Dich eben -- als Gräfin Marianne erhoben hast. Und nun komm', Marianne! Auf dies Gelöbniß soll unser Freund Heimberger unsere Verlobung segnen!"

Hand in Hand wendeten sie sich dem Ausgang des Parkes nach dem Dorfe zu.

Viertes Kapitel.

Gute Nacht!

Ein leises Flüstern ging durch die Bäume, unter denen das glückliche Paar hinschwebte, und als sie draußen die Brücke über den Bach betraten, lag oben der Hügel und das Gartenhaus des Pfarrers im rosigen Abglanze des Abendhimmels.

Heimberger, Arm in Arm mit seiner Erneftine, wandelte vor dem Hause auf und nieder. Sie hatten sich eben noch über die Folgen besprochen, die etwa die ausforschende List der Gräfin Dahn, und die Unbedachtsamkeit Alberts für Mariannen herbeiführen dürfte, als sie das Paar bemerkten, das beim Eintritt in den Garten die unterwegs losgelaß'nen Hände wieder ineinander fügte. Heimberger war davon so betroffen, daß er augenblicklich nicht wußte, ob er die Vertraulichkeit übersehen, oder berufen sollte. Albert, der diese befangene Verwunderung

bemerkte, blickte ihn lächlend an, indem er in seiner fröhlichen Laune halb singend ausrief:

Und er weiß nicht, was er sagen soll!

„Aber, wendete mit desto ernsterer Miene der Geistliche ein, „er ahnet was er hören soll, und bittet, es nicht hier unter freiem Himmel, sondern zwischen vertrauten Wänden laut werden zu lassen."

Im Zimmer umarmte der Graf den würdigen Bildner seiner Jugend mit den etwas feierlichen Worten:

„Sie, mein väterlicher Freund, haben mir einmal gesagt, ich möchte bei meiner Wahl auf eine Seele achten, die eine Welt für mich aufgeben, oder eine Welt durch mich gewinnen könnte. Ich habe nun eine Seele gefunden, von der ich statt „oder" — „und" sagen kann, -- eine Seele für beides, für Aufgeben und Gewinnen."

Er zog Mariannen herbei, indem er ausrief: „Segnen Sie unser Verlöbniß!

„Nein," fiel Marianne ein, „so unbedingt war's nicht gemeint; sondern erst entscheiden sollen Sie mit dem Ernst Ihres heiligen Amtes und Ihrer wahren Freundschaft für uns beide, ob ich dem Geliebten die Mitgift meiner Herkunft, und hiermit Unfrieden und Wirrniß in seine Welt bringen darf."

„Ein Erkenntniß setzt Kenntniß voraus," lächelte Heimberger, „eine Absolution die Beichte. Setzen wir uns!"

Und so ließ denn das bekennende Paar sich in lebhafter Wechselrede über ihre Liebe und Lage aus. Der Muth und die Entschlossenheit des jungen Grafen, das edle Selbstgefühl Mariannens, gepaart mit der echt weiblichen Bereitwilligkeit, sich würdig zum Geliebten zu halten, oder mit Würde zurückzutreten, erfreute und versöhnte den geistlichen Herrn mit dem so unerwartetem Bund, und versetzte ihn, so wie seine Gattin in die heiterste Stimmung.

„Ich gestehe," sagte er, „es hat mich recht betroffen gemacht, als ich Euch so Hand in Hand herankommen sah, nachdem ich eben meiner Frau unsere wunderliche Unterhaltung mit der Gräfin über Mariannens Liebenswürdigkeit erzählt hatte. Sie haben ihre ausforschende List nicht bemerkt, Albert; aber ich sehe nun, daß doch nicht bloß jene List, sondern auch Ihre arglose Schwärmerei zum Ziel gekommen ist. Ich hatte jenen bänglichen Augenblicken den reizenden Humor nicht angemerkt, der sich hinter denselben versteckte. Unsere Marianne nämlich, mußte ihr liebenswürdiges Selbst bei Seit legen, und Albert hob es schnell auf; sie mußte ein vornehmes Selbst annehmen, und Albert konnte nun beide gegen einander austauschen. Die Kämpfe, die Albert noch zu bestehen haben wird, — wer möchte sich darüber täuschen! — ist er ja zu bestehen bereit, und in diesem Turnier mag

er denn noch recht zum Manne werden. Er wird
leichter siegen, wenn ihm eine solche Dame des Her-
zens den Kampfpreis empor hält. Einer Liebe Alberts,
die solche Wahl getroffen, schenke ich alles Vertrauen
und die Ihrige Marianne, die im Stillen ein so tief-
inniges Fundament gelegt hat, als Ernestine und ich
gar wohl bemerkt haben, wird sich unerschütterlich be-
bewähren. Freilich eine „Mesalliance“ wird Euer
Bund in der hohen Gesellschaft heißen; ich habe jedoch
schon ein beruhigendes Orakel über den wahren Sinn
dieses Wortes gefunden, Ich erinnerte mich einer
Stelle in Göthe's siebentem Buche von Wilhelm Mei-
sters Lehrjahren.“

Heimberger nahm das Buch vom Pulte, und las
die mit einem eingelegten Blättchen bezeichnete Stelle:

> „Die Vermischung der Stände durch Heirathen
> verdienen nur insofern Mißheirathen genannt zu
> werden, als der eine Theil an der angeborenen,
> angewohnten, und gleichsam nothwendig gewor-
> denen Existenz des anderen keinen Theil nehmen
> kann. Die verschiedenen Klassen haben verschie-
> dene Lebensweisen, die sie nicht mit einander thei-
> len und verwechseln können, und das ist's, warum
> Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen
> werden; aber Ausnahmen, und recht glückliche
> Ausnahmen sind möglich.“

„Und die glücklichste dieser Ausnahmen denk' ich, haben wir vor uns," sprach Heimberger, das Buch schließend, weiter. „Denn hier erfüllt sich auch noch die beiderseitige Existenz innerlich durch entsprechende Bildung und Gesinnung, durch verwandte Denkungs- und Anschauungsweise, ja durch Geschmack und Talent. Wo fände sich eine Comtesse, die unsern Albert leichter verstände, richtiger faßte, edler unterstützte und in jeder Richtung seines Lebens heiterer begleitete? Seht, so macht ihr einen gebornen Lebensaccord aus, und es wird nichts schaden, wenn derselbe erst nach einigen Dissonanzen in dur euern Bund in moll schließt. Und also segne ich denn mit Gottvertrauen euer Verlöbniß."

So schlicht und heiter der würdige Mann dies alles, ohne gemachte Salbung, hingesprochen hatte, so hinterließen die Worte doch eine sanfte Rührung. Man umarmte sich, oder drückte einander die Hände. Dann lenkte Albert mit der heitern Aufforderung ein.

„Laßt uns in dieser Herzlichkeit den Abend zusammen bleiben, und unsere Verlobung feiern! Marianne besorgt ein kleines Mahl von den besten Ueberbleibseln unseres Mittags, mit einigen Flaschen der Sorte, die unser Freund da diesen Mittag besonders zu schätzen wußte. Sie, Frau Ernestine, schicken wohl die Magd mit einem Korbe ins Schloß, nicht wahr?"

„Ich lasse mir das heut einmal gefallen, Herr

Graf, versetzt sie heiter, sowohl aus begreiflichen Küchenumständen, als zum Ausdruck Ihres überfließenden Glück's.

Marianne schrieb ein Billet, und die Hausfrau ging die Magd abzuschicken. Sobald sie zurückkehrte, rief Heimberger:

„Und nun vor allem ein schönes Lied, und gebt so der in unserer Brust verschlossenen Freude eine reine Flamme!"

„Eines von den zwei Bundesliedern, Marianne, wir sind unter uns!" bat Albert. Und Marianne, halb singend halb sprechend, fragte:

„Nicht wahr, lieber Albert, du meinst:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh', — —
Die Vög'lein schlummern im Walde?"

„Ja, mein Herz!" antwortete er. „Hast Du denn auch die Vög'lein schon schlummern sehen, Marianne?"

„Gewiß, Albert!" antwortete sie: „auf dem alten Hollunderbaum im Nettlinger Schulgarten, auf den großen Aesten, die herauf an mein Kämmerlein reichten."

Und mit gerührter Erinnerung fuhr sie fort:

„Es war ein prächtiger Baum, Albert, breit und jedes Jahr überschüttet mit duftigen Dolden; der blaue Himmel lachte durch die Zweige, wenn ich, im hohen Grase spielend, Johannisblumen und Butterblumen zu-

sammen band. Und die schönsten weißen und gelben Lilien standen um mich her, und Federnelken säumten die Rabatte. Der Vater saß dann vor der Thür und rauchte seine Pfeife, die Mutter neben ihm, und pflückte den Lattich zum Sonntagabend. O wie waren wir zusammen so glücklich! Und doch! Ach daß die Mutter so früh — des Treibens müde ward! Und der Vater mochte dann auch nicht allein zurück bleiben. Da kam die erlösende Krankheit! — — O wenn sie jetzt noch lebten, und wären einmal zu uns in's Schloß hinüber gekommen, zu staunen und zu beten, und hülfen mir das Glück tragen, das zu groß für mich allein ist! O mein Albert!"

Sie sank an seine Brust. Heimberger ging seine Gambe zu holen, und lud Mariannen zu einer Sonate ein. Dadurch, und vollends über Tisch, in heitern Gesprächen, glich die vielfach bewegte Stimmung der Gemüther sich nach und nach aus, bis doch die späte Stunde zum Aufbruch mahnte.

Wie der Graf und Marianne sich erhoben, sagte Frau Ernestine:

„Ich habe durch die Magd noch Etwas für Sie mitbringen lassen, liebe Marianne: — Ihre Nachtsachen. Ich denke doch, daß sie während der Abwesenheit der gnädigen Gräfin bei uns bleiben und unser Gaststübchen beziehen. Nicht wahr?"

„Ernestine," rief Heimberger, „das verdient einen Kuß! Es lag mir doch so 'was im Gemüth, und Du hast es gefunden. Wir wollen aber gar nichts weiter darüber sagen, als daß unser Häuschen den ersten Gewinn davon hat, daß ich euch gesegnet habe. Ja, sehen Sie, Albert, — wir Pfaffen thun Nichts umsonst!"

Alle fühlten im Stillen das Richtige des Frauenblicks, und Marianne sprach:

„Dann wollen wir aber Albert eine Strecke begleiten!"

Und das geschah.

Draußen war eine stille, sternhelle Nacht; ein sanftes Lüftchen athmete vom schlummernden Walde nieder. Man wandelte, leise sprechend, den Garten und den Fahrweg hinab bis an das Brückchen über den Bach. Hier blieb man stehen, und das Scheiden ward Allen schwer. Heimberger löste die Gemüther durch einen Aufblick, indem er mit seiner klangvoll tiefen Stimme sprach:

„Heilige Frühlingsnacht! Du ruhst brütend über diesen Thälern. Welch' tausendfältiges Leben, welche Hoffnungen all' einer gesegneten Zukunft erwachen unter deinen warmen Flügeln, in den unzähligen Hälmchen und Knospen und Menschenherzen! Ueber allen Gipfeln und Giebeln ist Ruh'. Nur drüben im Park versucht eine Nachtigall ihr Mailied, und dort unten rauscht der Bach über das Mühlrad."

„Warte nur, balde schlummerst auch Du!“ sagte Marianne, und umarmte Albert zum Abschied.

„Schwerlich so „balde,“ mein Herz!“ antwortete er, und auch Du wirst wohl wachen und warten, und meine süßesten Gedanken werden Dich finden dort unter dem lieben Dache!“

„Und mein Gebet, Albert, wird über Deine Schläfe hin zum Himmel gehen.“

„Nun gut' Nacht, seliger Albert!“ rief Heimberger. — „Gut' Nacht!“ rief Frau Ernestine.“

„Gut' Nacht, ihr Goldmenschen!“ antwortete er, und eilte fort. Seine Schritte hallten über die Brücke, und als er hinter den Hecken verschwand, hörte man ihn singen:

Gute Nacht, gute Nacht,
schöne Anna Dorothe,
schlaf' wohl!

Fünftes Kapitel.

Die Frau Generalin.

Schon unterwegs vom Schlosse Wallberg ließ die Gräfin Dahn einiges von der Beruhigung fallen, die sie auf ihres Mannes Versicherung über Alberts Verhältniß zur Gouvernante gefaßt hatte. Wenn man ohnehin geneigt ist, Dasjenige was man mit eigenen Augen wahrgenommen, weniger zu bezweifeln, als was uns der liebste Mensch versichert: so lag es noch besonders in dem starken Selbstvertrauen der Gräfin Beatrix, daß sie eine absichtliche Beobachtung nicht so leicht gegen die Ermittlungen ihres Gemahls aufgeben mochte, dessen Scharfsinn sie ohnehin nicht zu hoch anschlug. Mit der Entfernung nahmen ihre Zweifel und ihre Besorgniß zu. In dieser Stimmung gönnte sie sich und dem Grafen kaum anderthalb Tage, um das Dringendste, was zu Hause auf ihre Rückkehr gewartet

hatte, zu erledigen. Es drängte sie nach Nienstedt zu kommen, wo sie sich in vertrauter Besprechung mit ihrer Freundin in's Klare zu setzen hoffte. Eigentlich versteckte sich aber hinter dieser Erwartung das etwas ärgerliche Verlangen, die Freundin selbst mit ihrer Nachricht über Albert zu überraschen.

Dies Letztere gelang ihr indeß in sofern nicht, als die Gräfin Wallberg eher gestimmt war, die Vermuthung der Freundin eingebildet und lächerlich zu finden. Es bedurfte der lebhaftesten Betheuerung und umständlichsten Erzählung von dem „anmaßlichen“ Betragen der Gouvernante und der schwärmerischen Selbstvergessenheit Alberts, ehe die Mutter bedenklich wurde. Und auch dann war es doch zumeist der Umstand, daß Heimberger mit bei Tische gewesen und Alberts Unbedachtsamkeit zu decken gesucht hatte, was ihr einige Besorgniß erregte. Diesem „Querkopfe“ und „unchristlichen Demokraten“ traute sie mit seinem Einfluß auf Albert das Schlimmste zu. Doch gab sie es nicht auf, Alberten noch zur Besinnung zu bringen und seinen natürlichen Stolz aufzurufen. — Er ist gewiß nur bethört, versicherte sie, und wird sich zurechtfinden.

Die Generalin ward in's Vertrauen gezogen. Die barsche Frau war sehr für entschiedene Schritte, während besonders die Mutter Alberts nur das vorsich-

tigste Einlenken gerathen fand. „Wir dürfen seinen Stolz nicht gegen uns herausfordern," sagte sie, „sondern müssen ihn auf die Verführerin lenken."

Zuletzt vereinigte man sich dahin, daß nur die Generalin mit nach Wallberg reise, die Dahn'schen aber geradenwegs nach Hause zurückkehren und nicht nur Eugenien, sondern auch die kleine Adele mit sich nehmen sollten, indem ja doch bei dem leisesten Grunde zu Besorgniß die Gouvernante sofort entfernt werden müsse. Die listige Person sollte sich nicht etwa noch an das Kind anklammern, das so leidenschaftlich an ihr, wie an Albert, hing. Auch wollte man jede Scene und Plackerei vermeiden, und es wo möglich zu gar keiner Erörterung kommen lassen.

Im Sinn dieses Vorhabens unterließ es die Gräfin Wallberg auch, den Tag ihrer Ankunft mit der Generalin anzumelden. Man wollte lieber einen Tag früher als erwartet eintreffen, um die Ueberraschung auszubeuten.

Es war ein milder, aber mit Regenschauern abwechselnder Maitag. Der Geometer mit seinen Gehülfen war seit vorgestern beschäftigt, die an der waldigen Höhe hinziehende Trift zu vermessen und in Parzellen zu theilen. Graf Albert hielt sich viel dabei auf, und nahm gewöhnlich den gebildeten jungen Mann mit sich zu Tische; während die Gehülfen und Tage-

löhner im Wirthshause des Dorfes ihren Mittag hielten. Nach Tische trank er gern seinen Kaffe bei Heimberger.

Heute, wie durch eine unbewußte Sympathie des Sprüchwortes vom Hasen, der besprochen aus dem nächsten Gehölze kommt, fiel die Unterhaltung beim Pfarrer auf die Generalin. Heimberger, bei aller Humanität für die Schwächen der Menschen, besaß doch einen milden Humor, womit er die gesellschaftlichen Wunderlichkeiten und alles lächerlich Engherzige gar ergötzlich betrachten konnte. — — Machen Sie sich nur auf eine sehr seltene Erscheinung gefaßt, theuere Freundin!" sagte er zu Marianne. „Die Generalin ist als Witwe, wahrscheinlich aus Kummer, noch stärker geworden und hat jetzt ganz das Aussehen einer Statue, die bekanntlich in kolossalem Maßstabe ausgeführt wird. Auch ist ihre Gesichtsfarbe ein wenig bronzirt. Dennoch habe ich sie vor ihrer Verheirathung als ganz hübsch gekannt. Sie war damals noch schlank; die Gefühle ihrer Brust legten sich noch nicht in ihrer jetzigen Stärke an den Tag; das Herz spielte noch in angenehmer Lebhaftigkeit der Züge und viel klarerem Teint. Jetzt scheint die Leber mehr Einfluß gewonnen zu haben, und stört, wie in unserer Adelskammer, von der rechten Seite aus die Constitution. Ich habe auch noch ihre erste Liebe gekannt; denn der selige

General war ihre zweite. Sie galt nämlich für eine gute Partie. Ihr Vater, der Maurermeister Schelwig, hatte gute Zeiten und einiges Glück in der Lotterie so wie in seinen Bauspeculationen gehabt. Seine einzige Tochter Margarethe, oder wie sie sich in ihrer poetischen Zeit nannte — Laura, war viel begehrt, hatte aber eine wunderliche Neigung für einen jungen Candidaten der Theologie gefaßt, der ihr in der Zeitung der Residenz einige Sonnette gewidmet und sich ihren Petrarca genannt hatte. Dergleichen ging damals noch, so unthunlich es heut für theologische Candidaten wäre. Es war ein kleiner, schmächtiger Mensch, der unter ihrem ausgestreckten Arm, wie unter einem Schlagbaum, durchschlüpfen konnte. Der Vater war durchaus gegen die Neigung, und beide Liebende konnten sich nur in verstohlenen Augenblicken sehen. Eines sehr schwülen Nachmittags hatte ihm Gretchen-Laura durch einen in's Fenster des Seitengäßchens ausgehängten kleinen tyroler Teppich das bekannte Zeichen gegeben, daß sie allein sei, und er schlüpfte durch die Hofthür und die Hintertreppe hinauf, — aller später erst vom Professor Stahl erkannten „göttlichen Ordnungen und Gliederungen“ vergessend. Aber sein Verhängniß erreichte ihn auch in derselben Stunde. Laura stand eben neben einer großen Schachtel feiner Putzsachen und eines eleganten Sommerhutes. Sie hatte

dieselbe, als sie anklopfen hörte, auf den Boden gesetzt, und reichte dem Eintretenden die bewillkommende Hand. Er faßte die liebe Hand, küßte sie und drückte sie an sein Herz. Und wie nun Laura, etwas echauffirt, mit rothen Lippen zu ihm niederlächelte, konnte er der Sehnsucht nach diesem rosigen Munde nicht widerstehen, und wollte sich, das hohe Ziel zu erreichen, mit einem Fuß auf die Schachtel tretend emporschwingen, sank aber sogleich mit dem einbrechenden Deckel in die verborgene Welt der Eitelkeit. Ein halblauter Schrei des Entsetzens kam von den unerreichten Lippen. Ohnmächtig wurde Laura nicht, dafür besaß sie, von Meister Schelwig, ihrem Vater her, ein zu haltbares Fundament und Mauerwerk; aber mit einem Schauer von Widerwillen erkannte sie doch ihren Petrarca in seiner wahren — Unzulänglichkeit. Zugleich war ihr in ihrer mädchenhaften Verschämtheit der Blick für das richtige Größenmaß eines liebenden Mannes aufgegangen. Dies besaß der Hauptmann von Edesheim in der Garde. Die alte Burg seiner Väter war längst zusammengebrochen, und er wendete sich an den Maurermeister Schelwig. Der stattliche Offizier überragte Gretchen um einen halben Kopf, und es kam ihr ungemein schmeichelhaft vor, daß der Edelmann sich zu demselben Ziel ein wenig bücken mußte, das der Poet mit seinem verderblichen Aufschwung nicht

erreicht hatte. Der Hauptmann war damals noch schlank; aber bis er Major und Oberst wurde, verriethen beide Eheleute durch zunehmende Beleibtheit, wie sehr die Harmonie der Seelen glücklich verheirathete einander ähnlich werden läßt. In dieser Liebe theilten sie sich auch in das Commando: sie übernahm es im Hause, und er erweiterte das Seinige durch Avancement in der Armee. Ich bin recht begierig, ob sie vielleicht in ihrem Witwenstande die Commandostimme auf halben Sold herabgesetzt hat und mit hierher bringen wird.

Ehe noch Albert aus seinem Lachen etwas erwiedern konnte, klopfte es an die Thür, und sein Kammerdiener trat mit der Meldung ein, „Ihro Gnaden die Frau Gräfin uud die Frau Generalin von Edesheim Excellenz seien eben im Schloß angekommen."

„Den Augenblick werde ich erscheinen!" sagte Albert und trat, sobald der Diener fort war, zu Mariannen, die sich blaß und bebend erhoben hatte. — „Nur Muth, mein Herz!" — rief er. „Es bleibt bei dem, was wir verabredet. Komm' nur langsam nach, und bis hinüber wirst Du Dich gefaßt haben."

Er umarmte sie mit einem Kuß auf ihre kalte Stirne. In der Thüre rief er noch: „Sieh, Mariane, ein Sonnenblick bricht durch die Regenwolke!"

Inzwischen hatte die Gräfin Wallberg gleich bei

ihrer Ankunft lebhaft nach Albert und der Gouvernante gefragt, und vernommen, der Herr Graf sei gleich nach Tische mit dem Geometer fortgegangen, Mademoiselle Weikart aber wohne, seit Ihro Gnaden abgereist, als Gast bei Herrn Heimberger und komme nur herüber, um im Schlosse nachzusehen.

„Sehen Sie, — alles in Ordnung!" bemerkte, als beide Damen die Schloßtreppe betraten, die Generalin in einem Tone, den sie für Flüstern ausgab; worauf aber die Gräfin nur mit einem warnenden Blick antwortete. Erst als sie sich im Gesellschaftszimmer mit der Generalin allein sah, sagte sie mit nachdenklicher Miene:

„Sie mögen recht haben, liebe Generalin. Wenigstens kann ich mir kein ernstes Liebesverhältniß denken, das schon so entschieden wäre, daß die Mamsell aus Rücksichten des öffentlichen Anstandes in meiner Abwesenheit Wohnung außerhalb des Schlosses genommen hätte.

„Und noch Eines, Liebste!" erwiderte die Generalin. „Sie hat ja noch am selben Tage," sagte der Bediente, „das Schloß verlassen, und hätte mithin schon eine solche Amourschaft vorher haben müssen, für die Sie aber, meine Beste, gewiß nicht so staarblind gewesen wären."

„Frau Generalin, — nein!" rief die Gräfin über

die Ausdrucksweise der heftigen Frau etwas empfindlich.

Und im Fall eines leichtfertigen Liebeshandels wäre die Person gar nicht ausgezogen," sprach die Generalin weiter, „sondern beide hätten sich zusammen, als ein gepaarter Eremit, die liebe Einsamkeit gefallen lassen. Je näher, je lieber! Das kennt man ja!"

„Ich mache zwar keinen Anspruch darauf, das zu kennen," fiel die Gräfin ein; „aber vom Grafen Albert darf ich ein solches Verhältniß gar nicht annehmen. Dafür kennen wir ihn!"

„Nun wollen wir aber dafür sorgen, meine Theure, daß auch nicht werde, was noch nicht ist. Wir führen ein ganz neues Bataillon in's Feld."

„Ja nichts übereilt! Halten Sie es noch in Reserve, Frau Generalin! die Liebe läßt sich nicht commandiren!"

„Doch, doch, liebste Gräfin! denn sie ist zwischen Albert und Eugenien ohne Zweifel schon auf Wache gezogen und steht gewiß bereits in Reihe und Glied, aber aller Wahrscheinlichkeit nach in zu träumerischen Gedanken. Sehen Sie, d'rum ist auch beim Militär das erste Commando stets: Achtung! und dann erst kommt: Präsentirt! Ich werd' ihm aber gleich zurufen: Zur Attake vorwärts, Herz! — Aha, da ist er ja gleich! Sehen Sie, wie er parirt!"

Albert erschien, und begrüßte beide Damen mit der lächelnden Artigkeit, zu der er sich unterwegs zusammen genommen, und worin der Anblick der Generalin ihm, in Erinnerung an Heimbergers launige Mittheilung, recht zu Hülfe kam.

Er ließ sich von der Generalin ausschelten, daß er sich vergebens habe erwarten lassen. — Und ich hatte eine Pracht-Division von jungen Damen aufgestellt," sagte sie, „die alle rechts nach dem liebenswürdigen Reisenden ausschauten, dem die Königin Victoria gelächelt hatte."

„Das war's eben, Excellenz, was ich fürchtete!" versetzte er. „Ich weiß schon, Sie sind ein Magnet für die liebenswürdigen Damen, nicht bloß für die jungen, nein, für alle, die es noch nicht aufgegeben haben, Hand und Herz zu verschenken. Und was hätte mir's da geholfen, wenn ich mich auch an die Generalin des Festes gehalten hätte, deren Liebenswürdigkeit, — um mich eines königlichen Ausdrucks zu bedienen — stabilirt ist, wie ein Rocher von Bronze? Ihr mächtiges Commandowort hätte mich vielleicht zu einer Victoria commandirt, die doch nicht die Rechte gewesen wäre, die ich bereits im verschwiegenen Herzen trage.

„Hallo, Gräfchen, steht's so damit?" lachte die Generalin. „Also die Rechte ist da? Garnisonirt im

verschwiegenen Herzen? Aber nun keine lange Reserve! Heraus aus der Garnison, — in's Feld, zur Parade! Ich commandire: Die Rechte vorrücken!"

Eben trat Marianne ein, und eilte die Gräfin zu begrüßen. Diese empfing sie freundlich aber noch vornehmer als sonst, und die Generalin richtete ein Paar scharfe Augen über die Schulter auf sie.

„Und die liebe Adele, Ew. Gnaden?" fragte Marianne.

„Wir haben sie mit nach Dahnstein gehen lassen," sagte die Gräfin. „Auf ein paar Tage. Haben Sie die Zimmer für unsere liebe Generalin besorgt?"

„Für die gnädige Frau?" erwiderte Marianne mit fragendem Blick auf die finstere Fremde. „Alles in Ordnung. Befehlen Sie nur daß ich Sie hinbegleite."

„Sie haben Ihro Excellenz richtig erkannt, Fräulein Weikart," lächelte Albert. „Entschuldigen Sie, daß ich versäumt, Sie der Frau Generalin vorzustellen."

Er that es jetzt förmlich, nahm aber um Mariannens Befangenheit zu verstecken, einen noch lustigeren Ton an, indem er sagte:

„Wir haben freilich eine gute Beschreibung von Ihnen, meine Gnädigste, wornach Fräulein Weikart Ew. Excellenz leicht erkennen konnte."

„Wer, wer hat mich beschrieben?" fragte sie lebhaft.

„Ein gewisser geistlicher Herr, den Sie als meinen Erzieher kennen," antwortete er, „und der Sie schon in ihrer gefährlichen Zeit gekannt hat, wo sich alles von unten und von oben um Sie bemühte."

Die Generalin sah ihn mit drohendem Nicken und gehobenem Finger an, erhob sich und nahm seinen Arm mit den Worten:

„Bringen Sie mich in meine Wohnung! Und Sie, Mamsell, schaffen mein kleines gelbes Köfferchen, die Hutschachtel und den Reisesack herauf!"

„Das haben schon alles — die Dienstboten besorgt, Excellenz!" antwortete Marianne.

Sechstes Kapitel.

Verschiedene Artigkeiten.

Ihrem Empfange nach und aus dem Benehmen Alberts gegen Marianne am Abend und folgenden Tage schöpfte die Gräfin Wallberg ein neues Vertrauen. Sie glaubte um so lieber und leichter, daß ihre Freundin Dahn sich geirrt habe, als sie dem Argwohn derselben höchst ungern ein Zugeständniß gemacht und ihrem stolzen Vorurtheile gegen jede erniedrigende Verbindung Alberts nicht ohne Empfindlichkeit ein Opfer gebracht hatte. Sie freute sich sogar im Stillen über die Art, wie Marianne die etwas brutale Begegnung der Generalin mit stolzer Ruhe unbeachtet ließ, oder entschieden abwehrte. Es verdroß sie doch, daß diese ungestüme Frau bei ihrem Eifer der eignen bürgerlichen Abkunft so ganz vergessen konnte. Eine Aeußerung ihres Freundes, des Hofmarschalls, fiel ihr wieder ein,

der einmal gesagt hatte: „Es gehört etwas Unverschämtheit dazu, sein Neusilber neben alten, echten Bestecken so klappernd auf die Tafel zu legen."

Nun hielt die Gräfin auch nicht länger mit den Geschenken zurück, die sie vor der Ankunft der Dahn'schen in Nienstedt gekauft und für die Gouvernante bestimmt hatte. Es waren seidene Kleiderstoffe, kleine Putzsachen, ein Paar geschmackvolle Armbänder, nebst einer Busennadel. Die Comtesse Eugenie hatte, zur Erinnerung an ihre englischen Conversationsstunden, das von Albert sehr gerühmte Leben Göthe's von Lewes beigefügt.

Marianne empfing diese für sie sehr reichen Gaben mehr mit erschrockener, als mit erfreuter Ueberraschung. Das ängstliche Geheimniß, mit welchem sie vor Alberts Mutter stand, lastete wie ein Betrug auf ihrem Herzen in diesem Augenblicke, wo sie sich sagen mußte, daß sie, aus demselben hervortretend, statt mit solcher Güte, vielmehr mit den ungnädigsten Vorwürfen würde überhäuft werden. Sie schwankte einige Augenblicke vor der Gräfin nieder zu sinken und ihr Alles zu bekennen, nicht um Alberten aufzugeben, sondern nur um die ihr aus unverdientem Vertrauen zugewendete Gunst von sich abzuwehren. — „O das — alles das?" rief sie mit abwehrenden Händen blaß und bebend. „O nein, — nur heute nicht, Ew. Gnaden! Jetzt noch nicht,

bis ich so viel Güte erst mehr verdient habe, — bis Sie mich besser kennen und mir — wer weiß was Alles vergeben haben!“

Eine Frau von mehr Kenntniß des menschlichen Herzens wäre vielleicht von solcher, dem Anlaß nicht angemess'ner Erschütterung betroffen und in ihr aufgegebenes Mißtrauen zurückgeworfen worden: doch die Gräfin, die bloß Weltkenntniß besaß und von einem hohen Selbstgefühl herabsah, nahm diese Rührung einer dienenden Person als den Ausdruck einer lebhaften Dankbarkeit wohlgefällig auf. — „Sie müssen mir nicht wehren wollen, meine gute Weikart,“ sagte sie, „daß ich mich Ihnen auf meine Weise erkenntlich zeige. Auch kann sich in der Kürze bei uns Manches ereignen, woran Sie durch einigen Aufwand in Ihrer Erscheinung gern einen schicklichen Antheil nehmen mögen. Ich weiß ja wohl, Sie kleiden sich mit sehr viel Geschmack: es kommen aber Feste, die auch Putz verlangen, selbst wenn man ihn nicht liebt; wie es ja die Männer auch bei besonderen Gelegenheiten nicht ohne Champagner thun.“

Marianne mußte sich fügen und an sich nehmen, was sie viel schwerer auf dem Herzen, als mit den Händen forttrug, und was dagegen die Gräfin in ihrem Stolz um vieles erleichterte.

So fand sich nun Frau von Wallberg aufgeräumt

genug, der unruhigen Generalin nur noch lächelnd zu wehren, wenn sie auf Albert einzustürmen verlangte.

Wiederholt, und schon auf dem ersten Gang, als der junge Graf sie nach ihren Zimmern führte, hatte die Generalin an sein Herz geklopft; er war aber immer wieder mit lächelnder Artigkeit ihren halbversteckten Angriffen entschlüpft. Seine mit Heimberger besprochene Absicht ging nämlich dahin, erst nach der Abreise der Generalin sich der Mutter zu entdecken. Er konnte sich nicht über die Aufnahme täuschen, die er bei ihr mit der Erklärung seiner Verlobung finden würde, und wollte, mehr Mariannens als seiner selbst wegen, abwarten, daß sie allein sei und sich mit ihrem Unwillen an Niemand, am wenigsten an eine so rücksichtlose Frau, wie die Generalin, anlehnen und dadurch in ihrem Widerspruch steigern könne. Für die Generalin fehlte aber nur noch, daß sie sich in ihrem Vorhaben von der Gräfin zweifelhaft belächelt glaubte, um es für ein Signal zum vollen Angriffe zu nehmen.

Die Stunde dazu kam eines Nachmittags, als man nach Tische länger beisammen sitzen blieb, dies und jenes aus den Briefen besprechend, die der reitende Bote überbracht hatte. Die Generalin, der es bei ihrer Unruhe doch nicht an Verschlagenheit fehlte, las aus dem Brief einer Freundin in der Residenz die Mittheilung vor, die eigentlich nicht darin stand, daß der

Major von Dillfeld in der Kürze einen Besuch auf Schloß Dahnstein beabsichtige. Sie stieß dabei, ihre Schelmerei zu verstecken, den kleinen duftenden Blumenstrauß, der täglich auf ihrer Serviette lag, mit Schnüffeln an ihr Stumpfnäschen, indem sie dann ausrief:

„Ich denke wir verschieben nun unsern Besuch nicht länger und fahren gleich morgen hinüber zu Dahnsteins! Sonst kommt uns gar der Dillfeld zuvor."

Die Gräfin, die ihr Zublinzen verstand, erwiderte:

„In Gottes Namen, wenn's Ihnen doch bei uns zu langweilig ist! Sie, Weikart, gehen morgen auch mit. Ich hätte Sie schon früher einmal dort hinbringen müssen. Wir holen bei diesem Besuch zugleich meine Adele ab. Kommen Sie, wir wollen gleich einige Vorkehrungen treffen!"

Sie erhob sich lebhaft und ging. Marianne folgte mit zögernder Bangigkeit. Die unheimlichen Blicke und Mienen beider Frauen waren ihr nicht entgangen, und sie hatte das Vorgefühl, daß etwas Verabredetes im Werke sei.

Auch Albert traute dem Alleinbleiben mit der Generalin nicht, und stand auf. Sie hielt ihn aber mit der Anrede zurück:

„Noch ein Wort, liebster Graf! Wie sieht's denn mit dem brillanten Konzert aus, auf das ich schon

eingeladen bin. Ich spitze mich darauf, müssen Sie wissen."

Albert hätte ihr nicht entgegenkommender antworten können, als mit den unbedachten Worten, es sei Alles vorbereitet bis auf das, was die Comtesse Eugenie spielen oder singen wolle. Worauf die Generalin rasch erwiderte:

„Eugenie, sagen Sie? Wo denken Sie hin, Herzensgraf! Wie kann die Comtesse an diesem Tag unter den Executirenden auftreten? Das Konzert, denk' ich, ist ja doch auf sie gemünzt. Sie geben es ja zur Vorfeier der Verlobung meiner charmanten Nichte?"

„Das war damals die Bestimmung nicht, Frau Generalin," antwortete er ausweichend. „Es sollte nur ein zweites Konzert sein, glänzender und für einen ausgewählteren Kreis, als das erste war."

„So? Damals?" entgegnete sie mit schalkhaftem Lachen. „Aber die Zeiten ändern sich: geben Sie also nun dem Konzert diese Bestimmung, und bedanken Sie sich für den artigen Gedanken, den ich Ihnen an die Hand gebe."

„Mit Vergnügen, Excellenz! Nur hat es dann freilich keine Eile, und wir können weiter davon reden!"

Er erhob sich abermal, um das Zimmer zu verlassen; aber die Generalin rief:

„Halt da, Deserteur! Ich befehle Ihnen, endlich

einmal Stand zu halten, daß wir die Sache zu Ende bringen. Keine Eile, sagen Sie? Warum hätte es keine Eile? Ich will dem Konzert beiwohnen, und bin so lang nicht mehr Ihr Gast."

„Oh! das thut mir leid, meine Gnädige!" versetzte Albert mit innerer Ungeduld. „Aber, machen Sie das mit Ihrem Brief aus. Sie haben uns mitgetheilt, daß der Major von Dillfeld in der Kürze auf Schloß Dahnstein erwartet werde. Das wäre denn freilich bald; allein er wird doch wahrscheinlich nicht mit der Thür in's Haus fallen. Und wenn auch die Gräfin seiner Bewerbung um Eugenien hold genug ist: so wird er doch erst auch den weniger geneigten Papa gewinnen müssen, ehe er sein Wort anbringt und uns Gelegenheit zu Ihrem vortrefflichen Gedanken eines Verlobungs-Konzertes gibt."

Die Generalin, ganz verblüfft von dieser Wendung, starrte ihn einige Augenblicke an, ehe sie zu den Worten kam:

„Graf? Sind Sie auf dem Holzweg, oder — sind Sie ein Schalk? Doch nein! Halt da, jetzt verstehe ich Ihre verbiß'ne Miene, und — Ihr bisher so unbegreifliches Benehmen! Sie sind eifersüchtig! Ha, ha! es ist zum Todtlachen! Aber — kein Wort darüber! Ich müßte Sie für — ich weiß nicht wofür halten, wenn Sie nicht hätten merken sollen, daß Eugenie Sie

liebt und daß man auf Schloß Dahnstein längst nur Ihre Erklärung erwartet, um eben die Bewerbung des Majors abzuwenden und dem liebevollen Kind, das nichts von ihm wissen will, sein Hofmachen zu ersparen. Sehen Sie, so steht die Sache mit dem Major! Ich gebe Ihnen mein Wort. Und nun verlieren Sie mir keine Silbe mehr darüber! Wir fahren morgen hinüber, und Sie bringen Ihr Wort an. Die Dahn'schen erwarten es. Ich rede als ehrliche Freundin offen mit Ihnen: Wissen Sie, Albert, Sie sind schon allzulang um das liebreiche Geschöpf herum gegangen. Als Eugenie noch hier bei Ihnen war, wollten Sie nur abwarten, bis sie wieder zu Hause sei. Soweit war noch vernünftiges Zartgefühl dabei. Nun aber ist sie zu Hause, und Alles ist erwartend, und Sie können morgen dort nicht erscheinen, ohne Ihr letztes Wort, Ihre entschiedene Bewerbung anzubringen."

„Ich kann also nicht mitgehen!" erklärte Albert hart und entschieden.

Was dem Grafen dies durchschlagende Wort entriß, war nicht bloß die Ungeduld über eine so zudringliche Frau, sondern auch eine flüchtige Betrachtung, die ihn vollends entrüstete. Seine Mutter hatte mithin die Unterredung, die er vor ihrer Abreise mit ihr gehabt, nicht als eine Ausflucht erkannt, aber auch vermeintlich als seinen endlichen Entschluß nicht mit Discretion

behandelt, sondern der Generalin mitgetheilt. Das empörte ihn auf's Tiefste, um so mehr, als er glauben mußte, daß auch die Dahn'schen davon wüßten. Darauf zielte ja offenbar die Aeußerung der Generalin: Die Gräflichen erwarten es. Seine Unzufriedenheit zu verbittern mußte er sich auch noch den Vorwurf machen, daß er selbst durch seine Unentschiedenheit und hinhaltende Erklärung gegen die Mutter all' diese Mißverständnisse verschuldet habe.

Alles dieß, lebhafter empfunden als überdacht, ängstigte ihn noch zu seinem Verdruß, und riß ihn zu der jähen Erklärung hin:

„Ich kann also nicht mitgehen!"

Nur einen Augenblick betroffen, rief die Generalin fast unwillig:

„Graf Wallberg, was? Sie können nicht, oder Sie wollen nicht?"

„Frau Generalin," antwortete er mit Aufwallung, „ich bemühe Sie zu sehr mit so barschen Fragen. Genug, ich sage Ihnen ein für allemal: Ich gehe nicht mit, denn ich bin schon verlobt. Wissen Sie das!"

Die Generalin starrte ihn einige Augenblicke an, wie verstummt vor einem Ereigniß, das urplötzlich ihr ganzes Gedankenspiel zerrüttet hatte. Bald aber besann sie sich der aufgegebenen Vermuthung. — „Was?" rief sie, „verlobt? Also doch? Aber — verlobt? Was man

verlobt nennt, — in Ehren und Verbindlichkeit, und mit dieser Person?"

„Mit Fräulein Marianne Weikart, Frau Generalin!" sagte er mit warnendem Nachdrucke.

„Verlobt? Also heirathen? Pfui!"

„Vergessen Sie sich nicht, Frau Generalin, und vor allem — vergessen Sie meiner nicht! Ich muß bitten!"

„Ich soll Ihnen mein Erstaunen nicht ausdrücken, Graf, — meinen Unwillen, meine Mißbilligung einer solchen Heirath mit dieser Gouvernante?"

„Sie werden sich dieser außerordentlichen Anstrengung überheben, Frau Generalin, wenn Sie Mariannen, meine Braut, mit der christlichen Billigkeit brtrachten wollen, auf die Sie einst gerechnet haben, als sich der Gardehauptmann von Edesheim mit Margaretha Schelwig verlobte."

„Graf!" rief sie heftig, „wollen Sie mir damit eine Impertinenz sagen? Wollen Sie mich damit beleidigen? Ich war nie eine dienstbare Person, müssen Sie wissen. Und ich habe meinem Bräutigam damals Das zugebracht, was seinem alten Adel ein neues Fundament gab, und wodurch er sich erst geltend machen konnte. Dadurch war oder ward ich seinesgleichen. Ueberdies war es in einer Zeit, da der Adel erst wieder sich zu heben anfing. Ihnen aber in Ihrer

Lage und jetzt geziemte es, in die großen Bestrebungen Ihrer Standesgenossen einzugehen, und wenn Sie statt einer Ebenbürtigen von den Reizen und Vorzügen der Comtesse Eugenie sich zu einer Schulmeisterstochter, zur Gouvernante Ihrer Schwester herablassen: so ist und bleibt das eine Schmach für Ihre Familie. Und dann — wozu denn gleich diesen Aufwand, diese Romantik eines Eheversprechens? Wenn ich das Persönchen auch mit den günstigsten Augen betrachte: hätte sie Ihnen denn nicht herzensgern alle Unterhaltung gewährt, ohne Anspruch an Ihre Hand und an Ihren Rang? Und warum haben Sie's denn nicht dabei gelassen? Welche Sentimentalität, die Schäferin Ihrer ländlichen Zärtlichkeit in's Schloß zu führen und auf den rothsammtnen Sessel unter der Grafenkrone zu betten?"

Albert, empört über diese Voraussetzungen, wußte sich kaum zu fassen; blaß, mit zuckenden Händen stand er da; Verachtung der Gemeinheit dieser Frau kämpfte mit seiner Entrüstung über ihre Anmaßlichkeit um das Wort. Aber er faßte sich, und sprach mit tiefer, bebender Stimme:

„Frau Generalin, Sie geben mir auf sehr unwürdige Weise zu erkennen, wie wenig Sie sich in meinem Hause gefallen. Es thut mir leid, und ist mir nur lieb, daß Ihre Besitzung so nahe liegt und ich gute Pferde habe,

Sie dahin zu bringen. Ich werde meinem Kutscher sagen, daß er Ihre Befehle zu erwarten habe."

Er verneigte sich, und verließ das Zimmer. Mit festen Schritten erreichte er die Wohnung der Gräfin. Sein Aussehen erschreckte Mariannen, die auf einen Wink von ihm das Gemach verließ. — „Gnädige Mamma," sagte er, „die Frau Generalin hat mich zum Aeußersten gebracht. Dies nöthigt mich Sie mit Etwas zu erschrecken, was ich auf eine bessere Stunde vorbehalten hatte. Allein Sie sollen es doch nicht zuerst aus dem Munde dieses entsetzlichen Weibes, sondern von mir selber hören. Ich habe mich in den letzten Tagen mit Marianne Weikart verlobt, und werde sie heirathen. Jetzt keine Verhandlungen darüber! Ich werde Ihre gute Fassung abwarten, um Ihnen meine Verlobte vorzustellen."

„Nie, Herr Graf, nie!" rief sie auf's heftigste, und ließ sich in den Sessel sinken.

„Nun, — dann auch nie, gnädige Gräfin!" entgegnete er. Ich höre die Generalin heranstürmen. Entschuldigen Sie! Weiter will ich auch nichts von ihr hören, als ihren Sturmschritt."

Er verneigte sich, und nahm, um der Eintretenden nicht zu begegnen, seinen Weg durch ein Seitenzimmer auf den Gang zu seinen Gemächern.

Dort fand er seinen Hut und Paletot, und eilte zu Mariannen, um sie abzuholen. Zum Erstaunen der Dienerschaft führte er sie am Arme die Schloßtreppe hinab und durch den Park nach dem friedlich-heitern Gartenhäuschen des Pfarrers Heimberger.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.